

ogic
Die
AM,
sdo-
nter-
Jahr-
ogie.
GE-
ichi-
ichti-
eisti-
. Zur
heim
Erzie-
. Die
l Dis-
LLIS,
e der
halb-

Josef Scheipl

DIE BERICHTE ZUR LAGE DER JUGEND UND DIE JUGEND-WERTESTUDIEN

**Beiträge zur Jugendforschung in Österreich um die Wende
zum 21. Jahrhundert**

1. Einleitung

Der „13. Kinder- und Jugendbericht“ wurde im Jahr 2009 veröffentlicht. – Leider bezieht sich diese Meldung nicht auf Österreich. Vielmehr informiert dieser Bericht über die Lebenssituation junger Menschen und die Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe in Deutschland. Er wurde, wie die zwölf vorangegangenen Berichte, vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend herausgegeben, welches diese Aufgabe seit 1965 wahrnimmt.

Daneben hat sich in der Bundesrepublik die Reihe der Shell-Jugendstudien etabliert. Sie hat sich die Beschreibung der Lebenssituation der Jugendlichen in Deutschland zur Aufgabe gemacht. Deren erste ist im Jahr 1953, die 16. im Jahr 2010 erschienen. Darüber hinaus sind empirische und theoretische Forschungsarbeiten zur Thematik Jugend und Jugendforschung seit den 1970er Jahren in der Bundesrepublik Legion.

Und in Österreich? Hier ist im Jahr 2011 der sechste „Bericht zur Lage der Jugend in Österreich“ (abgek. als: JB) erschienen. Die Unterschiede zumindest in quantitativer Hinsicht sind gravierend. Deshalb kann es für die weitere Entwicklung hilfreich sein, eine erste Bestandsaufnahme vorzunehmen. Diese gruppiert sich im vorliegenden Beitrag um die zwei aussagekräftigsten österreichweiten Publikationsreihen zu Jugendfragen: Die bisher vorliegenden sechs Berichte zur Lage der Jugend in Österreich und die vier Jugendwertestudien (abgek. als JUWE). Eine Skizzierung der an der österreichischen Jugendforschung und auch an den zwei Publikationsreihen maßgeblich beteiligten Forschungsinstitutionen und ein Ausblick runden den Beitrag ab.

2. Die Berichte zur Lage der Jugend in Österreich

Gemäß der Entschließung des Nationalrates vom 27. September 1988 wurde gefordert, dass „dem Nationalrat in jeder Legislaturperiode ein aktueller Bericht zur Lage der Jugend in Österreich vorzulegen“ ist (S. 4, S. 719 der Beilagen zu den Sten. Protokollen des NR, XVII. GP). Diese Berichte sind vom jeweils für die Jugendangelegenheiten zuständigen Ministerium – leider ressortieren diese nicht, wie in der Bundesrepublik immer im selben Ministerium – in Auftrag zu geben.

Bevor nun eine eingehende Analyse erfolgt, werden die einzelnen Berichte hinsichtlich ihrer inhaltlichen Ausgestaltung kurz vorgestellt:

Die publizierte Fassung des ersten Berichtes liegt mit dem geglückten Titel „Schöner Vogel Jugend“ (1988) als Buch vor. Im Sinne eines Panoramaberichtes werden darin „Analysen zur Lebenssituation Jugendlicher“ in Österreich aufbereitet.

Die meisten Beiträge des im Jahr 1993 erschienen zweiten Berichtes wurden in etwas modifizierter Form in der mit dem metaphorischen Titel versehenen Buchpublikation „Wartezeit“ im Jahr 1994 veröffentlicht. Auch er versammelt panoramamäßig „Studien zu den Lebensverhältnissen Jugendlicher in Österreich“.

Der dritte Bericht, 1999 herausgegeben, ist erstmals schwerpunktmäßig aufgebaut: Zum einen wird die Freizeitsituation österreichischer Jugendlicher unter Berücksichtigung von Kinder- und Jugendarbeit thematisiert, gefolgt von der Thematik der Qualitätssicherung und Selbstevaluation von Jugendarbeit (abgek. als JA); als dritter Schwerpunkt reiht sich die Analyse von Partizipationsmöglichkeiten hinsichtlich der Rahmenbedingungen, Formen und Auswirkungen an. Ein zunächst davon unabhängiges Projekt zum Vergleich von Jugendförderungsrechtsentwicklungen in Europa findet aufgrund der inhaltlichen Nähe zusätzlich Aufnahme in den Bericht. Ab diesem dritten Bericht erfolgt deren Veröffentlichung nicht mehr in Buchform. Man belässt es in der vom Ministerium herausgegebenen broschierten Form.

In zwei Teilen konzipiert ist der im Jahr 2003 erschienene „4. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich“. Teil A informiert als Panoramastudie wieder über Bedürfnisse, Interessen und Lebenslagen der 14- bis 30-Jährigen; Teil B setzt sich schwerpunktmäßig mit der „Prävention in der außerschulischen Jugendarbeit“ auseinander.

Die Thematik des fünften Berichtes (2007) befasst sich ausschließlich mit dem Schwerpunkt „Gender Mainstreaming und geschlechtssensible Ansätze in der außerschulischen Jugendarbeit“.

Beim sechsten Bericht (2011) zeichnet erstmals in der österreichischen Jugendberichterstattung „eine unabhängige Sachverständigenkommission für die Auswahl der Themenbereiche und der Expertisen verantwortlich“ (S. 1). Er kann als Panoramabericht auf zwei Ebenen gelesen werden: Teil A informiert über „Jugend aus Sicht der Wissenschaft“, Teil B über „Jugend aus Sicht der Jugendarbeit“.¹⁾

2.1 „Schöner Vogel Jugend“

Das Erscheinungsjahr 1988 des ersten JB ist symbolträchtig: 20 Jahre nach den Jugendprotesten der 68er. Konnte durch ihn Wesentliches in der Jugend-

forschung
dert werd
Bereits in
Vogel Jug
Vorschläg
„Jugendfc
von Juger
(Kohorter
gesellscha
(Jugend i
doch glie
z. B. der I
einerseits
der weibli
aus Mehr
pen im St
zu verschi
gleich ein
der Teilg
und vier f
dig und a
Solche Ve
und Sozia
Sie sind a
schwerer :
le Jahre h
von der F
haben, da
Österreich
Doch zuri
nie haben
chen Disz
nommen“
richt „eine
Jugendför
sechs Unt
fältig – ül
„Annäher
mographis
und eröffr
tägliche ju
hin zu Trä

forschung oder in der Jugendpolitik in Österreich angestoßen oder gar verändert werden?

Bereits in diesem von Herbert JANIG u.a. herausgegebenen Bericht „Schöner Vogel Jugend“ formulierte Leopold ROSENMAYR (1988, S. 9) grundlegende Vorschläge für die weitere Entwicklung der Jugendforschung in Österreich: „Jugendforschung gewinnt durch den Vergleich (...). 1.) Durch den Vergleich von Jugendlichen bzw. -generationen verschiedener Epochen untereinander (Kohortenvergleich); 2.) durch Vergleich der Jugend mit der Erwachsenengesellschaft bzw. verschiedenen anderen gleichzeitig lebenden Altersgruppen (Jugend im Altersgruppenvergleich); 3.) durch Vergleich verschiedener (jedoch gleichzeitiger) sozialer und ökonomischer Gruppen derselben Kohorten, z. B. der Pflichtschulabgänger ohne weitere Ausbildung mit den Lehrlingen einerseits und den Schülern bzw. Studenten andererseits, der männlichen mit der weiblichen Jugend, der ländlichen mit der städtischen und verschiedener aus Mehrfachkombinationen gebildeter Teilgruppen untereinander (Teilgruppen im Strukturvergleich); 4.) durch Vergleich einer Kohorte mit sich selbst zu verschiedenen Zeitpunkten (Verlaufsstudie); 5.) durch internationalen Vergleich einiger oder aller dieser.“ Er konstatiert, dass im vorgelegten Bericht der Teilgruppenvergleich vorherrscht. Vergleiche nach den Punkten zwei und vier fehlen so gut wie völlig. „Verlaufsstudien sind methodisch aufwendig und anspruchsvoll und bedürfen langfristiger Planung und Finanzierung. Solche Verlaufsstudien, die in der BRD eine wichtige Grundlage zur Jugend- und Sozialpolitik bilden, fehlen leider in der Jugendforschung in Österreich. Sie sind aufwendig und teuer und verlangen, was hierzulande vielleicht noch schwerer zu erreichen ist, eine geduldige und beharrliche Betreuung über viele Jahre hinweg“ (ebd.). Nach sechs JB und vier JUWE ist leider nicht ganz von der Hand zu weisen, dass sich ROSENMAYRs Vorahnungen bestätigt haben, dass solch ein langfristiges, aufeinander aufbauendes Unterfangen in Österreich offenbar – wie er bemerkt – „noch schwerer zu erreichen ist“.

Doch zurück zum ersten Bericht zur Lage der Jugend in Österreich. „Noch nie haben so viele Autoren aus so vielen unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen zur Lebenssituation Jugendlicher in Österreich Stellung genommen“ stellt JANIG (1988, S. 1) einleitend fest und hofft, dass dieser Bericht „einen ersten Schritt auf dem Weg zu einer interdisziplinär orientierten Jugendforschung mit längerem Zeithorizont darstellt“ (ebd., S. 2). Er ist in sechs Unterabschnitte gegliedert, die in sich – wieder unterschiedlich vielfältig – über die einzelnen Beiträge aufgeschlüsselt werden. Der Abschnitt „Annäherungen“ führt neben einer Präsentation von statistischen bzw. demographischen Grunddaten in die Definitionsgeschichte von „Jugend“ ein und eröffnet die inhaltliche Pluralität von „Jung sein in Österreich“ über alltägliche jugendliche Ansichten von Arbeit und Ausbildung, über Familie bis hin zu Träumen, Utopien, Umwelt und Technik. Der nächste, mit „Zugänge“

überschriebene Abschnitt versammelt Beiträge, die in ausgewählter Weise die Bezüge der jungen Menschen zu ihrer Lebenswelt aufschließen, welche die Gesellschaft ihren Jugendlichen (auch) bietet. Die Palette ist breit gefasst. Sie bezieht sich auf den Konsum und reicht von den nach wie vor gegebenen geschlechtsspezifischen Diskriminierungen von weiblichen Jugendlichen (trotz ihres Aufholens im Bildungsbereich), bis hin zu wachsenden Protestpotentialen in der Politik, welche im Laufe der 1980er Jahre den traditionellen Parteienstaat zunehmend in Frage zu stellen begannen und benennt die nicht klar auszumachende Bedeutsamkeit religiöser Sinnstiftung bei Österreichs Jugendlichen, wobei der Trend weg von kirchlicher Religion und dogmatischen Sinnstiftungsansprüchen nicht zu übersehen ist. Die Buntheit und Vielfalt der aufgespürten jugendlichen „Ausdrucksformen“ unterstreicht den Buchtitel. Die Beschreibungen und Analysen von jugendkulturellen Stilformen von Kleidung und Verkleiden, vom Umgang der Jugendlichen mit Medien und der Bedeutung von Musik als bunte „Gegenästhetik“ zum „grauen Alltag“, die Inszenierung von Körperlichkeit und Sexualität – all diese Beiträge in diesem Kapitel machen die Jugendlichen mit ihrem Lebensgefühl lebendig. Es wird gefolgt von vielfältigen „Formungen“, welchen die Jugendlichen in der Gesellschaft und im alltäglichen Leben in ihr mit ihren Ansprüchen und Zumutungen über die Schule, die Berufswahl und -ausbildung, über die Arbeitsmarktlage und die technische Entwicklung unterliegen. Der Raum als grundlegende Kategorie (sozial-) pädagogischen Handelns erfährt seine Zuspitzung in immer mobiler werdenden Gesellschaften. Mit dem Abschnitt über „Räume“ greift der Band Aspekte der Veränderungen von Raum- und Zeitstrukturen in ihrer Bedeutung für jugendkulturelle Entwicklungen auf. Er thematisiert die „Verinselung der Umwelt“ und erfasst empirisch den Trend, länger im elterlichen Haushalt wohnen zu bleiben. Der letzte Abschnitt, mit „Kontraste“ überschrieben, fasst Themen zusammen, mit denen Jugendliche in der Öffentlichkeit durch einseitige und tendenziöse Berichterstattung in den Medien immer wieder stigmatisiert werden. Im alltäglichen Umgang überproportional hergestellte Zuschreibungen an Jugendliche – von Drogenmissbrauch, Kriminalität sowie Protest und die solcherart konstruierten Überzeichnungen – werden in den Beiträgen aufgegriffen, über empirische Analysen dekonstruiert und durch ein solcherart evidenzbasiertes Vorgehen auf ein den Daten entsprechendes Niveau zurück geschraubt.

Die Vielfalt der Beiträge in diesem Bericht ist enorm. Sie bilden die berufliche Einbindung der jeweiligen ForscherInnen bzw. der Teams ab und leuchten von daher das weite Spektrum von Jugendlichkeit breitflächig aus. Die Datengenerierung und Datenauswertung blieb den AutorInnen selbst überlassen. Das mag aufgrund der Vielfalt als Vorteil oder aufgrund fehlender methodischer Stringenz als Unübersichtlichkeit gewertet werden. Meist gründen die Aussagen auf Daten der letzten fünf Jahre vor der Berichterstellung und

sind fast ausschließlich „nur“ Subgruppenergebnisse früherer Konzepte bzw. Inszenierungen der Lebenswirklichkeit. Die empirischen Ergebnisse zeigen Trends und Entwicklungen

2.2 Warte

Herbert JA
Herausgabe
wohl aufgr
berichte an
Themenste
lassen“ (Bl
dass „eine
fen werden
unabhängig
Organisatio
tens des M
die Ministe
in inhaltlic
die Ergebn
Ministerium
die Ministe
vorschläge
die beiden
die Erhöhu
die Erarbe
JB dauern
Sachverstä
gesetzt we
Der mehr
künftige J
zusammen
Dieser set
und das n

sind fast ausschließlich in Jugendlichen-Stichproben erhoben. Daten, die solcherart „nur“ Gegenwartsverhältnisse in Jugendkulturen abbilden und höchstens Subgruppenvergleiche durchführen, erlauben keine Vergleiche – z. B. mit früheren Konsumgewohnheiten oder mit Erwachsenen und deren Stilisierung bzw. Inszenierung und sie ermöglichen keine Aussagen über Veränderungen der Lebenswelt der österreichischen Jugendlichen, da ihnen die entsprechende empirische Basis fehlt. Insofern lässt der Bericht trotz seiner Fülle an Ergebnissen kaum begründete Annahmen zu über mögliche und erwartbare Trends und Entwicklungen außer vielleicht über das Wohnverhalten und die Entwicklung von politischen Präferenzen.

2.2 Wartezeit

Herbert JANIG und Bernhard RATHMAYR, welche auch die Entstehung und Herausgabe des zweiten Jugendberichtes (vgl. 1993) betreuten, leiten diesen – wohl aufgrund eigener Erfahrung – mit Vorschlägen ein, wie künftig Jugendberichte anzulegen seien. Zunächst schlagen sie vor, „eine begrenzte, klare Themenstellung (...), z. B. einen bestimmten Lebensbereich untersuchen zu lassen“ (BMUJF 1993, S. 6). In weiterer Folge erachten sie es für günstig, dass „eine kleine Kommission (3-5 Personen) von Wissenschaftlern einberufen werden, die auf diesem Gebiet Erfahrungen aufzuweisen haben (...) und unabhängig ein Konzept (erarbeiten; J. Sch.), das Inhalte, Ziele, Finanzen, Organisation, Personal- und Zeitbedarf formuliert. Dieser Vorschlag wird seitens des Ministeriums mit der Kommission diskutiert. Anschließend gibt der/ die MinisterIn einen klaren Untersuchungsauftrag an die Kommission, ohne in inhaltliche Details einzugreifen. Nach einer Arbeitsperiode (...) werden die Ergebnisse einer Diskussion unterworfen, an der sich die Abteilungen des Ministeriums und die Interessenvertreter beteiligen. Anschließend beruft der/ die MinisterIn eine Enquete ein, in welcher die Ergebnisse und Maßnahmenvorschläge veröffentlicht werden“ (ebd.). In diesem Zusammenhang schlagen die beiden Herausgeber auch die Einrichtung eines Forschungsbeirates sowie die Erhöhung der Transparenz bei der Vergabe von Forschungsvorhaben für die Erarbeitung der Beiträge des Berichtes vor. Es sollte bis zum sechsten JB dauern, bis wesentliche Teile dieser Forderung, z. B. die Einsetzung einer Sachverständigenkommission zur Planung und Abnahme des Berichtes, umgesetzt werden konnten.

Der mehrmals geäußerte Hinweis der beiden Projektverantwortlichen, für künftige JB „ein Spezialthema auszuwählen“ (ebd., S. 7), hing offenbar damit zusammen, dass auch der zweite Bericht als Panoramabericht anzulegen war. Dieser setzte nun „einen eindeutigen Akzent“ auf aktuelle Forschung, die – und das muss im Sinne der Entwicklung der Berichte als Fortschritt gegen-

über dem ersten JB gewertet werden – „zum Teil für die Zwecke des Berichts in Auftrag gegeben, zum Teil für die bearbeitete Forschung“ (ebd.) darstellt. In den im Bericht versammelten Beiträgen – und auch dies gilt es gegenüber dem ersten Bericht als Weiterentwicklung des Forschungsansatzes zu werten – werden alle fünf Arten des Vergleiches angewandt, die ROSENMAYR (vgl. 1988) eingemahnt hatte. Darüber hinaus finden sich Meta-Analysen anhand empirischen Forschungsmaterials und ferner Beiträge, die Aspekte der gesetzlich institutionellen Bedingungen für die Jugendlichen anhand der beiden damals noch aktuellen Gesetzesmaterien: Jugendgerichtsgesetz (1988) und Bundes-Jugendwohlfahrtsgesetz (1989) untersuchen.

Bis auf einige thematisch eher begrenzte Arbeiten – etwa zum außergerichtlichen Tauschgleich, zu Auswirkungen der europäischen Integration auf Bildungsprogramme, zur Thematik der schulischen Integration sowie zu Wehr- oder Dienstpflicht – wurden die Beiträge in mehr oder weniger modifizierter Form in die Buchpublikation „Wartezeit“ (JANIG/RATHMAYR 1994) übernommen. Eine stärkere Überarbeitung erfuhr lediglich das Kapitel über „Jugendliche und Werte“. Die drei Beiträge aus dem Jugendbericht wurden in der Buchpublikation zum Themenbereich „Lebensstile und Werthaltungen: Die vielen Gesichter der Jugend“ zusammengefasst und die Datengrundlage für wesentliche Bereiche (Individualismus, Familie, Religion) um die Daten der JUWE von 1990 verbreitert. Auf diese Weise sollte – wie beim ersten Bericht – einem breiteren, interessierten Publikum der Zugang zum JB eröffnet werden, zumal damals bereits die zweite Auflage von „Schöner Vogel Jugend“ vergriffen war, offensichtlich ein Indiz für das Interesse einer größeren Fachöffentlichkeit, die über die anscheinend eher kleine Leserschaft des Parlaments (vgl. BMUJF a.a.O., S. 7) hinaus ging.

Die Beiträge beziehen sich auf eine große Vielfalt von Faktoren, welche das Leben der österreichischen Jugendlichen betreffen. Es wurden – vergleichbar zum ersten Bericht – demographische Aspekte, schulische und berufliche Ausbildung, die Drogenproblematik sowie Themen der geschlechtsspezifischen Lebensverhältnisse untersucht. Eine Spezifizierung bzw. Modifizierung gegenüber dem ersten Bericht erfuhren die Themen zur Religion, wo jetzt „Lebensstile und Werthaltungen“ hervorgehoben wurden; die vormalige allgemein gehaltene Auseinandersetzung mit Technisierung wurde fokussiert auf den „Computer als neues Kulturelement in der Lebenswelt Jugendlicher“, die historisch-systematische Untersuchung zur Jugendkriminalität in Österreich auf Schwerpunktsetzungen hinsichtlich des „öffentlichen Gewalt-Diskurses und der Gewalt-Erfahrungen Jugendlicher“ sowie in Bezug auf die Neuerungen des Jugendgerichtsgesetzes.

Das Einleitungskapitel verfasste diesmal mit Herbert JANIG einer der beiden Herausgeber. Er geht dabei den „Themen und Trends in der österreichischen Jugendforschung“ nach. In Anlehnung an die Ausführungen von ROSEN-

MAYR (vgl. schung abhängen. Die Ko dafür. (...) Wi von Themen l terreich, im G kohortenvergl del am Beispie u.a. (...) doku tersuchungen, chen. Wenn ü schichtspezifis 13). Er fand e dass im publiz Materials alle des Vergleichs In Ergänzung gen Aussagen als z. B. zu der zur Drogen-, t wärtig, also na den bereits da Lichte einer g bagatellisieren im dritten JB, in Österreich v ausführlich üb auch dieser Fr auch im zweite

2.3 Der dritte

Neue Wege w kussiert er im l (Teil A); 2.) Q (Teil B); 3.) J von ihm unabh wicklungen in Zusammenfass rüber hinaus w wurde vom M bestellt. Es wu

MAYR (vgl. 1988) im ersten JB moniert er, dass „in Österreich Jugendforschung abhängig (wird) von politischer Tagesaktualität und medialen Vorlieben. Die Konzentration auf die Umfrage-Jugendforschung ist ein Beispiel dafür. (...) Wissenschaftlicher Tiefgang und Kontinuität bei der Behandlung von Themen bleiben auf der Strecke. (...) Es ist erstaunlich, dass es in Österreich, im Gegensatz zu anderen Ländern, noch kaum ernst zu nehmende kohortenvergleichende Studien (...) gibt. Studien also, die den sozialen Wandel am Beispiel von Einstellungen, Verhaltensweisen, sozialen Lebensformen u.a. (...) dokumentieren. Nebenbei: es gibt auch keine echten Längsschnittuntersuchungen, Verlaufsstudien und erst Ansätze von interkulturellen Vergleichen. Wenn überhaupt, arbeitet die österreichische Jugendforschung (meist schichtspezifisch, regional, selten geschlechtsspezifisch“ (JANIG 1994, S. 13). Er fand es schließlich aber doch in gewisser Weise auch befriedigend, dass im publizierten Bericht neben Meta-Analysen aufgrund des empirischen Materials alle fünf der von ROSENMAYR (vgl. 1988) eingeforderten Arten des Vergleichs vertreten sind (s.o.).

In Ergänzung dazu wäre es interessant zu überprüfen, inwieweit die damaligen Aussagen und Schlussfolgerungen, die aufgrund des empirischen Materials z. B. zu den geschlechtsspezifischen Lebensverhältnissen, zur Ausbildung, zur Drogen-, Gewalt- und Kriminalitätsproblematik getätigt wurden, gegenwärtig, also nach etwa 20 Jahren, empirisch noch gestützt werden. Oder wurden bereits damals sich abzeichnende Trends – z. B. bezüglich Drogen – im Lichte einer gewissen Parteilichkeit und einer Haltung des „anything goes“ bagatellisierend „entproblematisiert“? So hätten etwa TEBBICH (vgl. 1999) im dritten JB, wo sie einen Überblick über die Drogen- Forschungslandschaft in Österreich vorstellte, sowie GROSSEGGER und ZENTNER, die im 4. JB ausführlich über den Gebrauch legaler und illegaler Drogen informierten, u.a. auch dieser Frage gezielt nachgehen können, nachdem sowohl im ersten als auch im zweiten JB diese Thematik durchaus prominent abgehandelt wurde.

2.3 Der dritte Bericht

Neue Wege wurden mit dem dritten Jugendbericht beschrritten. Zunächst fokussiert er im Unterschied zu bisher auf drei Schwerpunktthemen: 1.) Freizeit (Teil A); 2.) Qualitätssicherung und Selbstevaluation in der Verbandlichen JA (Teil B); 3.) Jugendbeteiligung (Teil C). Ergänzt wird der Bericht durch das von ihm unabhängige Projekt zum Vergleich der „Jugendförderungsrechtsentwicklungen in Europa“ (Teil D). Seine Abrundung erfährt er im Sinne einer Zusammenfassung und mit der Formulierung von Empfehlungen (Teil E). Darüber hinaus wurde auch die Vergabepaxis modifiziert. Nicht, so wie bisher, wurde vom Ministerium ein Projektleitungsteam für den gesamten Bericht bestellt. Es wurde die Projektkoordination zwar dem Österreichischen Institut

für Jugendforschung überantwortet, doch es erfolgte eine stärker diversifizierende Projektvergabe der Schwerpunktbereiche an Teams bzw. Institute im Sinne eines subsidiär konzipierten Gesamtprojektes. (Siehe zu den einzelnen Zuordnungen im Literaturverzeichnis: BMUJF 1999.)

Im Folgenden werden die einzelnen Schwerpunktthemen bzw. Projektteile knapp beschrieben und einer kurzen Analyse unterzogen.

Teil A, verfasst von einem Projektteam des Österreichischen Instituts für Jugendforschung (ÖIJ) unter der Projektleitung von B. HEINZLMAIER untersuchte die Freizeitsituation der Jugendlichen in Österreich. Nach einleitenden Erörterungen zu „Jugend (nach?) der Postmoderne“ erfolgt eine ausführliche literaturgestützte Auseinandersetzung mit „Jugendkulturen und Jugendkultur-szenen“, welche u.a. der Begriffsklärung (damals neu: „Szene“), der Beschreibung des Szene-Panoramas und der Jugendtrends dient. Die nächsten Abschnitte sind als Sekundäranalyse angelegt. Sie widmen sich anhand von ausgewählter Literatur zunächst allgemein der Beschreibung von Freizeit(-verhalten). Einige Themen davon, wie z. B. die Einkommensverhältnisse von Jugendlichen, jugendlicher Medien- und Drogenkonsum, Fragen zur Wertewelt und zu den rechtlichen Rahmenbedingungen des Freizeitverhaltens oder die Beachtung der Jugendlichen mit Behinderung wurden von kompetenten ExpertInnen detailliert analysiert. Die Grundlagen dazu bildeten neben Literatur aus der Bundesrepublik vor allem einschlägige Studien aus Österreich, wie Jugendberichte der Bundesländer, Studien zum Drogen-, Medien- und Sexualverhalten sowie eine umfassende Studie des Fessel/GfK-Instituts („Jugend '97“). Das ausführliche Literaturverzeichnis von Teil A gibt einen guten Überblick über die vielfältigen Forschungsaktivitäten zu den Lebensverhältnissen der Jugend in Österreich aus der zweiten Hälfte der 1990er Jahre.

Zwei eigenständige empirische Untersuchungen wurden schließlich vom Forschungsteam selbst durchgeführt. Zum einen erfolgte im Rahmen einer Gemeindeerhebung eine „Bestandsaufnahme und Beschreibung der Angebote der Jugendarbeit“. Daran haben sich von den 2.357 Gemeinden 625 beteiligt (26,5%), mit einer Überrepräsentation von größeren Gemeinden. Wenn man in Rechnung stellt, dass Gemeinden ohne entsprechende Angebote eher dazu tendieren, nicht zu antworten, dann kann die Umfrage trotz interessanter Einblicke in die Jugendarbeit der Gemeinden letztlich nicht als repräsentativ gelten. Insgesamt scheint in Gemeinden, die über einen „Jugendbeauftragten“ verfügen, eine bessere Freizeitinfrastruktur für Jugendliche zu bestehen, und das Angebot dürfte nachhaltiger sein. Die zweite Erhebung betraf eine qualitative Befragung von 90 Jugendlichen in Wien, Schwechat und Dornbirn. Sie wurde in Form einer standardisierten Einzelbefragung (N=45) und im Rahmen von drei Gruppengesprächen zu á 15 TeilnehmerInnen durchgeführt. Die Datenbasis blieb – auch unter Beachtung der qualitativen Zugangsweise – für den Anspruch eines Berichtes über die Lage der österreichischen Ju-

gendl
dieser
dest v
Studie
Eine s
gen –
Schaf
JA, au
ten D
Im Ge
in der
auch
zur Q
beit“.
Komr
lix-Fc
projek
des B
derun
Verbä
luatio
unter
bestat
de zu
timati
Chan
litätsk
1999,
dass
bezog
tätsen
des tl
der S
haben
geme:
terreic
Pfadfi
wegu
de ze
Als F
eine v
der te

gendlichen sehr schmal, noch dazu, wo die Situation der ländlichen Jugend in dieser Stichprobenauswahl überhaupt keine Berücksichtigung findet. Zumindest wäre ein Abgleich der Ergebnisse mit den vorhandenen österreichischen Studien, die in die Sekundäranalyse eingeflossen sind, zu erwarten gewesen. Eine sehr knappe Zusammenfassung und eine kurze Auflistung von Anregungen – Nominierung von Jugendbeauftragten, Einrichtung von Jugendforen, Schaffung vermehrter Partizipationsmöglichkeiten durch die Verbandliche JA, angemessene finanzielle Förderung – beschließen an Stelle einer geplanten Delphi-Studie Teil A über Jugendarbeit und Freizeitarbeit in Österreich. Im Gefolge von New Public Management wurde die Diskussion über Qualität in der Sozialen Arbeit zunehmend Thema. Diesem Anliegen verschloss sich auch der dritte JB nicht und griff es in seinem Teil B auf: „Untersuchungen zur Qualitätssicherung und Selbstevaluation in der verbandlichen Jugendarbeit“. Zuständig für diesen Teilbericht waren ein Team aus dem Institut für Kommunikationswissenschaft der Universität Salzburg und das Institut „helix-Forschung und Beratung“; Projektleitung K. UNGER. „Das Forschungsprojekt startete vor dem Hintergrund von Maßnahmen bzw. Ankündigungen des Bundesministeriums für Umwelt, Jugend und Familie, die auf eine Änderung der Förderstrukturen abzielen. Dies führte zur Befürchtung einzelner Verbände, das Bundesministerium versuche nun mittels Maßnahmen der Evaluation den bisherigen Spielraum von Jugendorganisationen einzuengen bzw. unter dem Vorwand von Leistungsmessung die Förderung zu reduzieren. So bestand der Beginn der Arbeit vor allem darin, den VertreterInnen der Verbände zu verdeutlichen, dass sie, unabhängig von den Verpflichtungen zur Legitimation des Einsatzes öffentlicher Mittel, durch Selbstevaluation auch eine Chance haben, Standards, Kernfunktionen und Ziele sowie die zentralen Qualitätskriterien der verbandlichen Jugendarbeit selbst zu definieren“ (BMUJF 1999, B-11). Nach Klärung dieser Sachverhalte und dem Konsens darüber, dass die Qualität von JA nicht überwiegend quantitativ (z.B. reichweitenbezogen) nachzuweisen ist und dass summative Evaluationen eine Qualitätsentwicklung kaum befördern sowie nach einer kompakten Ausleuchtung des theoretischen Hintergrundes von Evaluation und Selbstevaluation und der Sondierung des Terrains für Selbstevaluation durch das Forschungsteam haben sich sechs Verbände freiwillig zur Mitarbeit bereitgefunden: Arbeitsgemeinschaft Katholischer Jugend Österreichs, Katholische Jungschar Österreichs, Österreichische Alpenvereinsjugend, Österreichische Landjugend, Pfadfinder und Pfadfinderinnen Österreichs, Sozialdemokratische Kinderbewegung – Österreichische Kinderfreunde/Rote Falken. Weitere sechs Verbände zeigten sich als Begleitgruppe an einem näheren Austausch interessiert. Als Festlegung des Projektrahmens erfolgte vom Forschungsteam zunächst eine vollständige Erfassung und Darstellung der Funktionen und Leistungen der teilnehmenden Verbände im Sinne einer Produktbeschreibung anhand de-

ren Selbstbeschreibungen. Schließlich konnten bei den teilnehmenden sechs Einrichtungen sieben von neun initiierten Evaluationsprozessen umgesetzt werden (vgl. ebd., B-63 ff.). Gegenstand waren mehrere Kernfunktionen der Organisationen auf Bundesebene in ihrer Wirkung und Ausstrahlung bzw. hinsichtlich deren konkreten Umsetzungen auf den regionalen und örtlichen Ebenen (vgl. ebd., B-64): Vertretung nach außen, Qualität in der Kinderarbeit, Arbeit mit den Ehrenamtlichen, Arbeit mit den Jugendlichen. Als wichtiges Ergebnis konnte festgehalten werden, „dass es auf der Grundlage selbstevaluatorischer Qualitätsprüfung möglich ist, leistungsbezogene Informationen über Quantität und Qualität der konkreten Arbeits- und Angebotsschwerpunkte zu erheben und diese für Zwecke der Qualitätssicherung nach innen und der Leistungsdarstellung und Legitimation nach außen zu verwenden“ (ebd., E-38 f.). Dazu sind allerdings – wie in den Empfehlungen ausführlich dargelegt (vgl. ebd., B-100 ff.) – eine präzise Formulierung von Fragestellungen, eine umfassende und genaue Beschreibung von Zielen sowie die Konkretisierung von Qualitätskriterien erforderlich. Erst auf dieser Grundlage ist es möglich, Prüfverfahren zu entwickeln, die sowohl der Förderung und Stützung von Maßnahmen der Qualitätsentwicklung dienen (Innenwirkung) als auch der Darstellung von Qualität im externen Berichtswesen entsprechen. Überdies gilt die Implementierung der Selbstevaluation in die Verbandskultur als Bestandteil einer erfolgreichen Umsetzung. Über die Einbindung einer Untersuchung zur Offenen JA in Vorarlberg mit der Methode der Selbstevaluation (vgl. ebd., B-88 ff.) wurde u.a. offenkundig, dass dort „deutliche Schwächen und Versäumnisse in der bundesweiten Koordination vorliegen. Das zeigt sich insbesondere an der völlig disparaten Entwicklung von Standards, Rahmenbedingungen und Professionalisierung der Aufgabenwahrnehmung“ (ebd., E, S. 45). Mit der Etablierung von boJA (Bundesweites Netzwerk Offene Jugendarbeit) im Jahr 2009 wurden diese Aufgabenbereiche nachdrücklich in Angriff genommen.

Die Kinderrechtsbewegung, eine neue sozialwissenschaftliche Kindheitsforschung, das UN-Übereinkommen über die Rechte des Kindes mit der erstmaligen Betonung allgemeiner Mitbestimmungsrechte und die Verbreiterung des Demokratieverständnisses in der allgemeinen Politikforschung (vgl. ebd., C, S. 7) haben die Projektverantwortlichen dazu bewogen, einen diesbezüglichen Schwerpunkt im Rahmen des dritten JB zu setzen (Teil C). Die Projektdurchführung lag in den Händen von drei Instituten: Institut für Soziologie (Univ. Linz); Europäisches Zentrum für Wohlfahrtspolitik und Sozialforschung (Wien); Kommunale Beratungsstelle für Kinder-, Jugend- und BürgerInnen Beteiligungsinitiativen (Graz); als Projektleiter fungierte H. WINTERSBERGER. Nach einer kurzen Einleitung in die Thematik von Partizipation und Jugend stellte das Projektteam die Ergebnisse einer Bestandsaufnahme von Beteiligungsmodellen auf nationaler, regionaler und kommunaler Ebene vor.

Lediglich fünf Projekte erstreckten ihre Aktivitäten auf die nationale Ebene – z. B. Bundesorganisationen von Kinder- und Jugendorganisationen; 19 Projekte waren auf regionaler Ebene aktiv – z. B. Landesorganisationen von Jugendverbänden; 185 Beteiligungsprojekte ließen sich auf Gemeindeebene identifizieren – z. B. Einrichtungen der Verbandlichen und der Offenen JA sowie „beratende Gruppen“ (vgl. ebd., C, S. 15 ff.). Neben der Erhebung der Beteiligungsprojekte analysierte das Team zwei kommunale Beteiligungsprojekte als Fallbeispiele. Darüber hinaus wurden im Rahmen eines Workshops mit elf Jugendlichen die Anforderungen an Beteiligungsprojekte erkundet. Bezüglich der beiden Fallbeispiele entschied sich das Forschungsteam, nachdem sogenannte „beratende Gruppen“ in der Jugendforschung bislang noch kaum bearbeitet worden sind, zwei solche beratende Gruppen, die von politischen VertreterInnen selbst initiiert wurden, als solche zu analysieren. Als Methode wurde die Einzelfallstudie gewählt, „um durch das intensive Eingehen auf den individuellen Fall ein umfassendes Bild der Beteiligungsprojekte zu gewinnen und eine vorschnelle Strukturierung der Daten zu vermeiden“ (ebd., C, S. 18). Als wichtige Ergebnisse stellten sich zunächst heraus, dass Möglichkeiten und Grenzen auch in solchen Projekten durch Erwachsene bestimmt werden, z. B. durch Vorgaben hinsichtlich des Budgets oder der Zugangsregeln. Ferner wurde klar, dass die Legitimation der Projekte durch die kommunale politische Elite und eine externe Unterstützung/Begleitung wesentlich für eine gelingende Umsetzung von Beteiligungsprojekten sind. In einem dreitägigen Workshop in Form einer Zukunftswerkstatt mit elf Jugendlichen zwischen 14 und 18 Jahren, die alle an Partizipationsprojekten teilgenommen hatten, kristallisierte sich heraus, dass diese eine erwachsene Kontaktperson in der Gemeinde für hilfreich halten, um den Kontakt mit den PolitikerInnen zu verbessern, dass entsprechende „neutrale“ Räume für Besprechungen mit PolitikerInnen zur Verfügung stehen, die Einbindung auf Kontinuität angelegt ist und eine ausreichende Budgetierung für Projekte im Jugendbereich vorzusehen ist.

Über diese Untersuchung hinaus wurden schließlich mittels einer weiteren Befragung die Auswirkungen von Jugendbeteiligungsprojekten auf Jugendliche, die an solchen teilgenommen haben, zu erfassen versucht (40 qualitative Telefoninterviews und 260 Fragebogen). Auf diese Weise konnten in diese Untersuchung schließlich 68 kommunale Partizipationsprojekte einbezogen werden. Zum Gelingen solcher Vorhaben braucht es – im Sinne der Ergebnisse – politische Grundsatzentscheidungen für Jugendbeteiligung mit entsprechenden rechtlichen Regelungen und die Bereitstellung von Ressourcen. Zu empfehlen ist im Sinne der Verschiedenheit der Jugendlichen ferner eine Vielfalt von Beteiligungsformen. Wie auch bei den Workshops stellte sich die Bedeutung von Vermittlungs- bzw. Begleitpersonen zwischen Jugend und Politik heraus. Darüber hinaus wurden Austausch und Vernetzung zwischen

den Projekten für hilfreich erachtet sowie eine gezielte Medienarbeit als unerlässlich gesehen. Allerdings wird auch vor einer Überschätzung von Partizipationsprojekten gewarnt: „Jugendbeteiligung ist kein Ersatz für etablierte Jugendpolitik“ (ebd., C, S. 40).

Diese vielseitigen empirischen Zugänge und die akribische Aufbereitung des Materials machen diesen Teil des dritten JB besonders lesenswert. Hinsichtlich seiner Transparenz wäre der Aufbau des gesamten Projektes aber ausbaufähig gewesen.

Teil E schließlich stellte das gesamte Projekt des dritten JB zusammenfassend vor und bündelte die Empfehlungen der drei Schwerpunktprojekte sowie des europäischen Rechtsvergleiches zur Entwicklung des Jugendförderungsrechtes. Für ihn und zugleich für die Gesamtkoordination zeichneten ein Team der Agentur Zeitpunkt (Wien) und das Österreichische Institut für Jugendforschung unter der Projektleitung von Chr. FRIESL verantwortlich. Aufgrund der eben angemerkten Unübersichtlichkeit mancher Projekte war eine solche Zusammenfassung jedenfalls hilfreich, wenngleich es sinnvoll gewesen wäre und die fachliche sowie die politische Kompetenz des Teams unterstrichen hätte, innerhalb der gruppierten Vorschläge eine Prioritätensetzung vorzunehmen. Das bloße Aneinanderreihen von Empfehlungen und Zielen (vgl. ebd., E, S 97 ff.) führt zu einer gewissen Unverbindlichkeit, die für eine ohnedies unentschlossene Jugendpolitik in Österreich nicht hilfreich gewesen ist.

2.4 Der 4. Bericht

Dieser ist im Jahr 2003 erschienen und er besteht aus den zwei Teilen: A und B. Ihn zeichnet in gewisser Weise eine Mischung der bisherigen Konzepte aus: Teil A, als „Jugendradar 2003“ bezeichnet, war wieder als Panoramabericht angelegt. Er bringt eine Beschreibung und Analyse der aktuellen Lebens- und Problemfelder der Jugendlichen. Teil B hingegen wandte sich mit der Thematik „Prävention“ einem Schwerpunktthema zu.

2.4.1 Teil A: Jugendradar 2003

Das Panoramaspektrum wurde von der SPECTRA-Marktforschung Ges.m.b.H und dem Institut für Jugendkulturforschung erstellt. Erstmals wurden die untersuchten Lebens- und Problemfelder von Jugendlichen – sie reichen von den Beziehungen über Freizeit, Medien, Finanzen und Konsum bis zur Ausbildung, zu Drogen, Körperbewusstsein, Politik und Werthaltungen – anhand ein und derselben Stichprobe beschrieben und mittels einer Methode (mündliches Fragebogeninterview durch geschulte InterviewerInnen) untersucht. Das bedeutete ein Abgehen vom Design des ersten und zweiten JB, wo mittels Detailstudien jede/r AutorIn ihre/seine Untersuchungseinheit und

somit ihr/sein Sample gleichsam selbst mitgebracht hat. Im vorliegenden Fall wurde eine repräsentative Stichprobe (N= 1.549 Personen im Alter zwischen 14 bis 30 Jahren) untersucht. Die Einbeziehung der bis 30-Jährigen wurde nicht weiter argumentiert. Während im zweiten JB die obere Altersgrenze für Jugendliche noch unbefragt mit dem 24. Lebensjahr festgelegt wurde (vgl. dort den Bericht von KYTIR/MÜNZ u.a. 1993, S. 11 ff.), weist der dritte JB bereits darauf hin, dass „heute ein großer Teil der 20- bis 30- Jährigen noch in jugendkulturellen Kontexten integriert und damit kulturell der Jugend zuzuzählen“ sind (BMUJF 1999, E, S. 10). Dementsprechend differenzierte man dort beim Jugendbegriff zwischen „Fokus“ und „Rändern“: „Er fokussiert auf die unbestrittene Zugehörigkeit der 13- bis 19-Jährigen zur Lebensphase der Jugendkultur. Darüber hinaus kann es in einzelnen Teilprojekten zu einem Verständnis kommen, das (nach oben wie nach unten) über diesen Fokus hinaus geht“ (ebd.). Im 4. JB nun wird das Alter der relevanten Gruppe zwischen 14 bis 30 Jahren festgelegt, unterteilt in: 14 bis 19, 20 bis 24 und 25 bis 30 Jahre. Die unbefragte Festlegung dürfte damit zusammenhängen, dass sowohl im BUNDES-JUGENDFÖRDERUNGSGESETZ (BGBl. 126/2000) als auch im BUNDES-JUGENDVERTRETUNGSGESETZ (BGBl. 127/ 2000), welche beide am 1.1. 2001 in Kraft getreten sind, Jugendliche im Sinn dieses Gesetzes „alle junge Menschen bis zur Vollendung ihres 30. Lebensjahres“ sind (ebd., jeweils § 2 (1)).

Als wichtige Ergebnisse seien einige beispielhaft herausgegriffen: die starke Orientierung der Jugendlichen an den Peers, deren Bedeutung zwischen 1990 und 2000 gewaltig gestiegen ist, hält auch 2003 weiter an („soziale Netzwerker“); bis ins frühe Jugendalter bleibt die Familie das wichtigste soziale Bezugssystem und die Jugendlichen erleben den Erziehungsstil ihrer Eltern mehrheitlich als partizipativ. Im Bereich Freizeit geht der Trend in Richtung individualisierter Freizeitgestaltung, wobei Musik, Medien und FreundInnen die herausragenden Komponenten bilden. Bezüglich Medien wird nun offensichtlich, dass die neuen Kommunikationstechnologien die private Kommunikation revolutionieren und das Internet sowohl als Werkzeug als auch als Freizeitfaktor für die Jugendlichen gleichermaßen unentbehrlich geworden ist. Der Zugang zu Werten und Lebensanschauungen kann als pragmatisch beschrieben werden („Werte-Sampling“), das Streben nach Authentizität aber auch die Leistungsorientierung liegen im Trend. Besonders bemerkenswert scheint überdies, dass die Mädchen und jungen Frauen die Ausbildungssituation für sich als deutlich wichtiger wahrnehmen und gewichten als die gleichaltrigen Burschen. Dieser Trend lässt sich seit den 1980er Jahren beobachten. Er verdeutlicht einmal mehr den massiven Rollenwechsel der Mädchen und jungen Frauen während der zurückliegenden 20 Jahre. Konsumverhalten kann vor allem bei Mädchen und jungen Frauen als kompensatorisch bezeichnet werden; Shopping avanciert zur attraktiven Freizeitaktivität. Die Berufsorien-

tierung ist nach wie vor vom persönliche Interesse bestimmt – der Beruf soll „Spaß machen“; weiterhin ist eine geschlechtsspezifische Segmentierung zu beobachten und das gesellschaftspolitische Engagement verlagert sich zunehmend nach außerhalb der herkömmlichen politischen Institutionen. Der Umgang mit Drogen wird mittlerweile nicht mehr als randständiges, sondern als ubiquitäres Phänomen erkannt.

Insgesamt sind die Auswertungen übersichtlich und inhaltlich substantiell. Leider erfolgt keine einzige Information über absolute Häufigkeiten in den Zellen der Auswertungstabellen. Solches hätte eine notwendige Information über die Breite der Datenbasis gebracht, die schließlich für die Aussagekraft der ausschließlich in Prozentwerten ausgedrückten Häufigkeiten nicht unerheblich ist.

2.4.2 Teil B: Prävention in der außerschulischen Jugendarbeit

Zu Beginn des neuen Jahrtausends hat die Prävention als Metakategorie in der Sozialpädagogik Einzug gehalten – in sämtlichen Feldern der Jugendarbeit, in Kindergärten, in die Erziehungsberatung usw. Das ist zunächst durchaus von Vorteil. Doch die augenscheinliche Präsenz von Prävention brachte es mit sich, dass zunehmend verabsäumt wurde zu überprüfen, was als Prävention gelten kann, wo sie fachadäquat eingesetzt werden kann und ob die im Namen der Prävention gesetzten Maßnahmen auch zumindest irgendwie hilfreich sind. Prävention ist zum Paradigma einer sich selbst als „Risikogesellschaft“ bezeichnenden Gesellschaft geworden. Gerade deshalb hätte ein nationaler JB fachlich kritische Maßstäbe anlegen müssen. Solche wurden in der theoretischen Literatur zu diesem Zeitpunkt ausführlich diskutiert.

Der 4. JB hat diese Thematik in seinem Teil B aufgegriffen. Ein Problem liegt im vorliegenden Fall darin, dass die außerschulische JA zu einseitig unter dem Aspekt der Prävention betrachtet wurde. Solches lädt zu Missverständnissen ein: JA wird sehr leicht auf Prävention reduziert, sie wird mit Prävention kurzgeschlossen. Prävention gilt seit dem achten Jugendbericht der deutschen Bundesregierung (1990) in der Jugendhilfe als eine Maxime neben anderen. Von einer unhinterfragten Überstrapazierung eines einzelnen der fünf dort genannten Strukturmomente ist daher abzuraten. JA bezieht sich auf die Gestaltung von Lebensverhältnissen, sie hat positive Lebensumstände zu fördern und subjektive Risikolagen bewältigungsorientiert zu bearbeiten. Kinder- und Jugendarbeit hat sich eindeutig und in erster Linie am Wohl der Kinder/Jugendlichen zu orientieren – und nicht an öffentlichen Ordnungsbedürfnissen, die natürlich auch in ihr Recht zu setzen sind. Sie dient also nicht – wie die Prävention – vorrangig der Verhinderung von jugendlicher Devianz (vgl. SCHEIPL 2003, S. 152).

Das übergeordnete Ziel von Teil B besteht in einer detaillierten qualitativen Untersuchung der JA hinsichtlich ihrer präventiven Aspekte. Es geht um „eine eingehende Analyse der außerschulischen Jugendarbeit in Hinblick auf ihre Rolle bei der Primär- und Sekundärprävention in den Bereichen Sucht, Gewalt, Schulden, AIDS/HIV, den Beitritt zu sogenannten Sekten oder auch Essstörungen und weiteren allgemeinen Grundlagen“ (BMSGK 2003, Teil B, S. 5). Die methodologische Aufbereitung ist sehr umfassend: Einer Literaturanalyse zur Klärung von wichtigen einschlägigen Themen folgt zunächst eine quantitative Erhebung, die von zwei qualitativen Zugängen (Workshops, Gruppendiskussionen) ergänzt und um eine einschlägige Internetrecherche mit dem Fokus auf Europa angereichert wird.

Von der Konzeption des Jugendberichtes, den für diesen Teil das Institut für Jugendkulturforschung und Kulturvermittlung (Wien) gemeinsam mit der Pädagogischen Hochschule Zürich und dem Verein Vital verantworten, wäre es eventuell anregender gewesen, mit der Erhebung der Präventionsmaßnahmen eine Erfassung der ressourcenfördernden Maßnahmen zu verbinden. Dies hätte der Themen- und Aufgabenstellung noch besser entsprochen. Es hätte Verkürzungen insofern vorgebeugt, als den Fähigkeiten und deren Entfaltung sowie den diesbezüglichen relevanten äußeren Bedingungen, wie sie etwa der bereits zu jener Zeit diskutierte Capability-Ansatz einbezieht, mehr Aufmerksamkeit geschenkt worden wäre als dies eine Fokussierung auf vermeintliche Defizite ermöglicht. Jedenfalls wäre eine differenziertere Auseinandersetzung mit den in der Literatur aufgezeigten Problematiken der Prävention in der sozialpädagogischen JA notwendig gewesen. Dort wird u.a. deutlich gemacht, dass Prävention von Seiten der Professionellen die Lebensentwürfe der Jugendlichen unhinterfragt definiert. Aus der Sichtweise der Jugendlichen beinhaltet Prävention den Verzicht auf ihre Lebensentwürfe. Außerdem: Prävention vorwiegend im Zusammenhang mit Gesundheitsförderung (vgl. ebd., S. 10 ff.) zu diskutieren, kann ihren Stellenwert in der modernen JA, wo Bedürfnis-, Subjekt- und Erfahrungsorientierung, Bemündigung, Partizipation und aktuell die Lebenswelt- und Sozialraumorientierung ihre Leitkategorien darstellen, weder theoretisch noch praktisch angemessen einholen (vgl. SCHEIPL 2004, S. 32).

Einer kurzen systematischen Einführung zu präventiver Arbeit mit jugendlichen Peers folgte die quantitative Erhebung mittels eines standardisierten Fragebogens bei 403 Einrichtungen der Offenen und Verbandlichen JA. Die Rücklaufquote betrug 40%. Die umfangreichen Recherchen ergaben, dass 60% der befragten Organisationen nach eigener Einschätzung präventiv arbeiten (vgl. BMSGK 2003, Teil B, S. 48). Nach Auffassung der AutorInnen dürften es sogar noch mehr sein. Das ist zunächst erfreulich, doch gilt es zu bedenken, dass Prävention auch in der Öffentlichkeit zum dominierenden Paradigma in der außerschulischen JA geworden ist. Die Einrichtungen konnten

im Wettbewerb um öffentliche Mittel nur dann bestehen, wenn sie „Prävention“ mit im Paket hatten. Auf diese Weise waren „Einmalprojekte“, z. B. gegen Gewalt oder Missbrauch relativ leicht „zu verkaufen“. Ressourcen bzw. Geld von der öffentlichen Hand gab es in erster Linie für solche Projekte, welche die „Prävention“ mit dabei hatten. Dass sie ihre Klientel damit vorwiegend aus der Defizitperspektive wahrnahmen, steht auf einem anderen Blatt. Sie stießen sich am Thema Prävention gesund oder hielten sich damit zumindest über Wasser. Nachhaltigkeit war zu jener Zeit in der Sozialen Arbeit offenbar noch keine leitende Thematik im Fachdiskurs und Geld schien genug vorhanden zu sein.

Die qualitative Untersuchung in Form von drei Workshops mit ExpertInnen der JA, mit ExpertInnen der Präventionsarbeit und mit einer gemischten Gruppe erbrachten tendenziell divergierende Ergebnisse: Die JugendarbeiterInnen betonten, dass JA nicht auf Prävention reduziert werden darf, entsprechende Fachlichkeit bei präventiver Arbeit unerlässlich und gezielt an den Bedürfnissen der Jugendlichen anzusetzen ist. Die PräventionsexpertInnen begriffen JA vorwiegend als Gesundheitsförderung; Raum, Zeit und Beziehung schienen ihnen unerlässlich, wobei die Reflexion der eigenen Rolle und eine akzeptierende Haltung sowie eine Kooperation zwischen JA und Präventionsarbeit wichtig wären. Und schließlich meinten beide, dass die Zusammenarbeit zu stärken und spezifische Weiterbildungsangebote zu entwickeln wären (vgl. ebd., S. 57 ff.).

Zwölf Gruppendiskussionen mit 10- bis 30-jährigen ÖsterreicherInnen, über das Bundesgebiet verteilt, verbreiterten die Datenbasis aus der Sicht der Betroffenen. Die Ergebnisse brachten v.a. Aufschlüsse über die bevorzugte Wahl der Ansprechpersonen bei Problemen, es wurde die Stigmatisierung durch präventive Angebote besonders in ländlichen Regionen deutlich, und die „Beratung durch Gleichaltrige“ wurde durchaus auch skeptisch beurteilt.

Gute Präventionsarbeit benötigt ausgebildete Fachkräfte. Die Frage der Qualifikation für präventiv ausgerichtete JA wurde in den Workshops zwar thematisiert, aber zu wenig umfassend und systematisch angesprochen. Es wurde die Aufnahme entsprechender Inhalte in die Grundausbildungslehrgänge empfohlen, ohne deren Dauer und Umfang zu erörtern. Ein solcher „Lösungsansatz“ verschleierte das jedenfalls damals absolut unzureichende Ausbildungsniveau für JugendarbeiterInnen in Österreich. Diesen Sachverhalt der vielerorts unzureichenden Kompetenzen gilt es zu berücksichtigen, wenn Erhebungen zu präventiven Methoden in der JA durchgeführt und interpretiert werden. Unbestritten bleibt, dass der vorgeschlagene Maßnahmenkatalog (vgl. ebd., S. 127 ff.) sinnvoll ist.

Die internationale Perspektive wurde vorwiegend über das Internet recherchiert, was dem Zeitgeist entspricht. Der Abschnitt über Trends in Europa bietet sehr brauchbare Informationen zu präventiv ausgerichteten Modellen in-

nerhalb der Strukturen der JA. Es hätte einiges dafür gesprochen, ausgewählte Projekte, die erfolgreich waren und deren Evaluation gut dokumentiert ist, im Sinne von „good practice“-Modellen vorzustellen, – ähnlich dem Projekt „Peer Education“ (vgl. ebd., S. 117 f.). Dies hätte sich auch deshalb besonders empfohlen, weil „Selbstevaluation“ und „Partizipation“ im vorausgehenden dritten JB, auf den erfreulicherweise verwiesen wurde (vgl. ebd., S. 30), als zentrale Themen grundsätzlich abgehandelt wurden. Eine nähere Einbeziehung mit der Vorgabe der dort entwickelten Standards hätte eine substantielle Einordnung weiterer Projekte ermöglicht und man wäre mit einer derartigen Vorgangsweise den Gefahren des Aktionismus, die im Rahmen der präventiven Strategien in der JA ohnedies verbreitet sind, besser begegnet. Solches hätte überdies einem Verbund von Praxis und Forschung (siehe dritter JB) wichtige Impulse bringen können.

Sowohl die quantitativen als auch die qualitativen Zugänge haben zu wichtigen Erkenntnissen bezüglich Prävention und JA geführt. Diese konnten vom Projektteam – der Autor vermutet ein Theoriedefizit sowohl hinsichtlich JA als auch hinsichtlich Prävention – in ihrer Bedeutsamkeit für die JA allerdings zu wenig deutlich herausgearbeitet werden.

2.5 „Gender Mainstreaming und geschlechtssensible Ansätze in der außerschulischen Jugendarbeit“

Der Titel macht es bereits klar: Der fünfte JB (2007) war bisher der erste JB, der einem einzigen Schwerpunkt gewidmet worden ist. Das Ziel des Berichtes ist es, „den Status quo zu Gender Mainstreaming (im Folgenden: GM) und geschlechtssensiblen Ansätzen (der Jugendarbeit) in Österreich zu erheben und darauf aufbauend einen Maßnahmenkatalog zu entwickeln“ (BMGFJ 2007, S. 8 und 35). Allerdings ist zu bemerken, dass die Gleichstellung der Geschlechter in der außerschulischen JA seit den 1970er Jahren Tradition hat. So ist deren Gleichberechtigung im BUNDES-JUGENDFÖRDERUNGSGESETZ 2001 (vgl. BGBl. 126/2000, § 3 (10)) ein Kriterium unter anderen für Förderungswürdigkeit. Die Etablierung der Strategie des GM gab allerdings einen erneuten Anstoß für deren breite Diskussion in der geschlechtsbezogenen JA auch in Österreich.

Einführend erarbeitet der Bericht eine eingängige Klärung der Begrifflichkeit von außerschulischer JA unter Bezugnahme auf das erwähnte BUNDES-JUGENDFÖRDERUNGSGESETZ (vgl. § 3) und deren Untergliederung in Verbandliche und Offene JA. Unter Bezugnahme auf die Altersgruppenvorgabe bei der UNO (15- bis 25-Jährige) und des Europäischen Rates (12- bis 30-Jährige) fokussiert der Bericht auf Jugendliche im Alter zwischen 13 bis 19 Jahren sowie auf junge Erwachsene von 20 bis unter 30 Jahren.

Erfreulich ist die klare Beschreibung der Datengenerierungs- und Analysemethoden: Aufbauend auf eine umfassende Literaturrecherche (das Literaturverzeichnis weist allerdings – ohne Internetverweise – nur in zehn Fällen Publikationen aus 2005 und 2006 aus) erfolgte eine quantitativ ausgerichtete Erhebung mittels Fragebogen bei Trägern bzw. Einrichtungen von außerschulischer JA. Aufgrund fehlender Angaben konnte trotz intensiver Recherchetätigkeit keine verlässliche Grundgesamtheit eruiert werden. Auf der Basis von schließlich 737 gefundenen Einrichtungen, an welche der Fragebogen versandt wurde, wurde eine Rücklaufquote von 27,5% erzielt. Einrichtungen der Offenen JA antworteten ca. doppelt so häufig wie jene der Verbandlichen JA (vgl. ebd., S. 20). Vier unterschiedliche qualitative Erhebungen vertieften die Ergebnisse der Fragebogenuntersuchung. Diese sind folgendermaßen konzipiert: 54 ExpertInnen-Interviews mit VertreterInnen der Bundesjugendvertretung (24) und mit MitarbeiterInnen aus Einrichtungen (30); neun Interviews mit den LandesjugendreferentInnen; zwölf Gruppendiskussionen mit Jugendlichen, die Einrichtungen der außerschulischen JA nutzen und schließlich zehn Fallstudien als good practice Beispiele für GM und/oder geschlechtssensible JA. Zu Beginn und am Ende des Forschungsvorhabens wurde jeweils ein ExpertInnen-Workshop durchgeführt – zur Abklärung des Forschungsdesigns und zur Diskussion der erarbeiteten Ergebnisse und Vorschläge.

Der ausführlichen methodischen Beschreibung folgt eine inhaltliche Klärung von GM und geschlechtssensibler JA. Die Befragungen führten zum nicht überraschenden Ergebnis, „dass GM in jenen Einrichtungen, die es bereits umsetzen, als wesentlich wichtiger eingestuft wird als in jenen Einrichtungen, die dies noch nicht verankert haben“ (ebd., S. 35). Nur für rund ein Viertel der Einrichtungen ist GM eher unwichtig. Die Ergebnisse aus den Interviews belegen zudem, „dass die Begriffe ‚Gender Mainstreaming‘ und ‚geschlechtssensible Ansätze‘ teilweise synonym verwendet werden. Demnach sind weitere Informations- und Sensibilisierungsschritte im Bereich der außerschulischen Jugendarbeit für eine erfolgreiche Umsetzung von Gender Mainstreaming und geschlechtssensiblen Ansätzen unerlässlich“ (ebd., S. 40).

Bevor das Forschungsteam auf Vorschläge für Maßnahmen zu sprechen kommt, geben sie unter Bezugnahme auf ihre Erhebungen eine weitere ausführliche und detaillierte Analyse von GM und geschlechtssensiblen Ansätzen (vgl. ebd., S. 41 ff.). Insgesamt zeigen die Ergebnisse, dass der Wissensstand zu GM und geschlechtssensibler JA in der Szene der österreichischen JA recht unterschiedlich ist. Obwohl die Thematik den meisten Befragten bekannt ist, besteht häufig kein konkretes Wissen zu geschlechtssensiblen Arbeitsansätzen oder GM. Das führt häufig zur Vermischung beider Bereiche und dazu, dass sie auf die Arbeit mit Mädchen und jungen Frauen beschränkt bleiben. Deshalb sollten neben der Unterstützung durch zusätzliche personelle Ressourcen Wissen, good practice-Beispiele aber auch Strategien der Vernetzung

und Implementierung entsprechend vermittelt werden (vgl. ebd., S. 74 ff. und S. 130 ff.).

Im weiteren Verlauf informieren die AutorInnen über Wirkungen der geschlechtssensiblen Arbeit, welche im Rahmen der Workshops über die Sichtweisen der Jugendlichen erfasst wurden. Bemerkenswert ist das Ergebnis, wonach Jugendliche von sich aus zunächst eher selten den Wunsch nach geschlechtsspezifischen Angeboten äußern. Gelingt es allerdings bei ihnen die Einsicht zu wecken, dass sie mit dieser Thematik tagtäglich und auf eine ganz persönliche Weise konfrontiert sind, so erleben Einrichtungen, welche sich auf ein geschlechtssensibles Angebot eingelassen haben, sehr schnell eine hohe Zufriedenheit und positive Rückmeldung von Seiten der Jugendlichen (vgl. ebd., S. 137).

Der vorgeschlagene Maßnahmenkatalog (vgl. ebd., S. 146 ff.) setzt u.a. auf ein „frühzeitiges und umfassendes Ansetzen“, auf „partizipative Ansätze“, v.a. aber auf eine entsprechende Qualifizierung der MitarbeiterInnen – auch über E-Learning – und er betont die „Sensibilisierung der breiten Öffentlichkeit“, Informationsarbeit und die Förderung von Vernetzungs- und Koordinationmöglichkeiten.

Die theoretischen Erörterungen zum Thema, die aufgrund der Literaturanalyse erstellt wurden, finden sich erst nach dem Berichtsteil des Forschungsprojektes als Anhang A. Diese Anordnung unterstützt die Bereitschaft – speziell bei PraktikerInnen aber auch bei PolitikerInnen – sich mit dem Bericht und seinen Ergebnissen auseinander zu setzen. Mit dieser Gliederung kommt der Bericht nämlich gleich „zur Sache“, und die LeserInnen müssen nicht erst die „Theoriebarriere“ überwinden, die erfahrungsgemäß auch bei vielen Interessierten eine gewisse Lesemüdigkeit mit der Tendenz aufzugeben erzeugt.

2.6 Jugend aus Sicht der Wissenschaft und der Jugendarbeit

Das Bundesministerium wählte in der Jugendberichterstattung mit dem sechsten Bericht insofern einen neuen Ansatz, als nun analog zur Bundesrepublik erstmals „eine unabhängige Sachverständigenkommission für die Auswahl der Themenbereiche und der Expertisen verantwortlich“ zeichnet (BMWFJ 2011, S. 1), der auch die Endredaktion mit abschließenden Empfehlungen oblag (vgl. ebd., S. 589). Damit griff man auch Vorschläge auf, die anlässlich des zweiten JB von JANIG und RATHMAYR (s.o.) angeregt wurde. Der Bericht kann – wie oben erwähnt – als Panoramabericht auf zwei Ebenen gelesen werden: Teil A fängt in einer multidisziplinären wissenschaftsbezogenen Perspektive sowohl grundlagen- als auch anwendungsorientiert die Lebenssituation von jungen Menschen in Österreich ein. Teil B geht der JA in ihren

konkreten und vielfältigen Arbeitsgebieten nach und holt erstmals wieder seit dem zweiten JB die Jugendwohlfahrt mit ihren Schnittflächen zur JA ins Boot. Die Beiträge in Teil A präsentieren die inhaltliche Breite der Jugendthematik in Österreich und fassen den aktuellen Wissensstand dazu eindrucksvoll zusammen. Die ersten beiden Abschnitte unterstreichen das wissenschaftliche Fundament des Berichtes: Einer multidisziplinären Betrachtungsweise des Begriffes „Jugend“ folgt eine ausführliche Darstellung des Jugendalters aus entwicklungspsychologischer Perspektive. Die anschließenden Beiträge des Teiles A – gruppiert in die Themen Bildung/Arbeit, Interessen/Werte/Beziehungen und Gesundheit/Risiko/ Delinquenz – befassen sich mit Aspekten, die größtenteils auch in den bisherigen JB Beachtung fanden. Neu sind spezielle Betrachtungen von „Bildungsfernen Jugendlichen“, die Akzentuierung des Schuldnerproblems sowie der Armutssituation von Jugendlichen. Exemplarisch seien auch hier wieder einige wichtige Befunde herausgehoben:

Der demographische Wandel bewirkt unter Bezugnahme auf die Altersstruktur sehr wahrscheinlich eine Verschiebung der Sozialausgaben weg von den Jungen hin zu den Älteren. Solches beinhaltet die Gefahr, dass Investitionen in Bildung und Forschung nicht adäquat ausgebaut und „die Innovationskraft Österreichs insgesamt gebremst,“ wird (ebd., S. 94).

Im Bildungsbereich „dominieren“ die „klassischen“ Problembereiche wie schichtspezifische Beteiligung und Übertrittsquoten in weiterführende Schulen, geschlechtsspezifische Disparitäten und die deutliche Unterrepräsentation von Jugendlichen mit Migrationshintergrund im Lehrbereich und an weiterführenden Schulen.

Im europäischen Raum vergleichsweise günstig stellt sich die Ausgangssituation auf dem Arbeitsmarkt bezüglich „Jugendbeschäftigung“ dar. Allerdings sind Probleme bei der Integration von Jugendlichen in den Arbeitsmarkt nicht zu übersehen, wobei „Ketten von Benachteiligung so früh wie möglich zu brechen und ein ausreichendes Niveau von Grundkompetenzen bei allen Jugendlichen sicherzustellen“ wären (ebd., S. 151). Dazu scheint als Leitorientierung ein Interessenmodell besser geeignet als die hergebrachte Defizitperspektive.

Die Arbeit übt auch auf die ausführlich erörterte „Wertewelt“ entscheidenden Einfluss aus. Die sich ändernden Arbeitsmarktbedingungen machen Arbeit zu einem „existenzsichernden und identitätsstiftenden Faktor sowohl bei jungen Frauen als auch bei jungen Männern. „Das Modell der erwerbsorientierten Normalbiografie besitzt nach wie vor eine Leitfunktion für die Mehrheit der Jugendlichen in Österreich“ (ebd., S. 186) („Leisten“). Aber auch die Bedeutung von Familie und Freundeskreis bleibt im Sinne von Beziehungsnetzwerken zentral (vgl. ebd., S. 186) („Lieben“). Dieser letzte Aspekt wird durch die detaillierte Analyse von elterlichem Erziehungsverhalten und durch die Bedeutung von Gleichaltrigengruppen unterstrichen.

Die Imperative des Marktes dominieren zunehmend die Freizeitkulturen. Daneben lässt die „Juvenilisierung der Freizeitkultur“ (ebd., S. 234) Attribute der Jugendlichkeit im Freizeitbereich hervorstechen. Außerdem spielt sich Freizeit zunehmend außerhalb von traditionellen Institutionen im Szenebereich ab. Freizeit ist darüber hinaus Medienzeit und eine „typische Veranstaltung für Jugendliche, die in posttraditionalen Gemeinschaften ihre Freizeit verbringen“ (ebd., S. 247) ist der Event.

Hinsichtlich der politischen Partizipation lässt ein Befund aufhorchen, wonach in der Folge der Senkung des Wahlalters auf das vollendete 16. Lebensjahr das politische Interesse, das als Grundvoraussetzung für politische Partizipation gelten kann, gestiegen sein dürfte (vgl. ebd., S. 259).

Das Gesundheitsverhalten hinsichtlich Bewegung und Ernährung sowie in Bezug auf das Risikoverhalten (Unfälle, Alkohol, Tabak) wird von den ExpertInnen eher skeptisch beurteilt, wobei die Bedeutung von Familie und Peers für das jugendliche Verhalten unterstrichen wird. Bezüglich Sexualität überrascht das wenig ausgeprägte Bewusstsein für sexuell übertragbare Krankheiten und der ungeklärte, wahrscheinlich aber nicht unwesentliche Anteil von „unsicher verhütenden“ Jugendlichen (vgl. ebd., S. 300). „Suchtprävention hat in Österreich in den letzten Jahrzehnten einen Professionalisierungsprozess durchlaufen“ (ebd., S. 316), doch stellen „Suchtentwicklungen (...) in Österreich eine gravierende Gesundheitsbelastung dar“ (ebd., S. 309). Vor allem bei Alkohol- und Tabakkonsum sind Österreichs Jugendliche im internationalen Vergleich weit vorne gereiht. Aber auch bei illegalen Drogen – deren Konsum im Vergleich zu den legalen Substanzen „eine relativ geringe Rolle“ spielt, sind die Konsumerfahrungen – außer bei Cannabis – überdurchschnittlich. Aussagekräftige Daten zu substanzungebundenen Suchtformen (z. B. Spiel-, Internetsucht) fehlen (vgl. ebd., S. 312).

Bezüglich der Jugenddelinquenz verweist man auf die unterschiedliche Aussagekraft von polizeilicher Kriminalstatistik, die das Anzeigeverhalten abbildet und der gerichtlichen Kriminalstatistik. Neben Ansätzen zur Dunkelfeldforschung forcieren die Autorin und der Autor eine ethnografisch-kulturanalytische Herangehensweise, um ein Sinnverständnis für Jugendkriminalität zu entwickeln.

Die Themen der skizzierten Beiträge finden sich – wie erwähnt – bereits in den bisherigen Panoramaberichten abgehandelt, sie werden hier aber in die aktuellen Erkenntnisse eingebunden. Im Sinne eines Kohortenvergleichs wären nach Klärung der methodischen Probleme (z. B. unterschiedliche Stichprobenziehungen, Vergleichbarkeit der verwendeten Untersuchungs- bzw. Befragungsinstrumente etc.) Bezugnahmen auf die vorherigen Berichte wünschenswert gewesen. Solches wäre vor allem zu erwarten gewesen bei AutorInnen, welche dieselbe Thematik in den vorangegangenen Berichten bearbeitet haben. Das trifft etwa zu für den umfassend und höchst informativ gearbei-

teten Beitrag zur Freizeitkultur. Derselbe Autor nimmt keine einzige Bezugnahme auf den dritten JB (1999) vor, wo er dieselbe Thematik abgehandelt hat. Hinsichtlich des Beziehungsverhaltens bzw. der Beziehungskulturen im jugendlichen Alltag (Familie, Peers) erfolgen zunächst zwar Verweise auf Teil A des 4. JB („Jugendradar 2003“). Entwicklungen im Zeitvergleich werden lediglich hinsichtlich des elterlichen Erziehungsverhaltens und der Bedeutung der Bindungsfaktoren in Freundeskreisen (vgl. ebd., S. 204 und S. 214) erläutert und es wird darauf aufmerksam gemacht, dass „das ‚Hotel Mama‘ (nach wie vor; J. Sch.) im Trend liegt“ ebd., S. 199). Hier wäre ein Verweis auf den ersten JB angebracht gewesen, wo dieser Trend, länger im elterlichen Haushalt zu leben, bereits empirisch belegt wurde (vgl. HAIDER 1988). Bei den Hinweisen auf die Replikationsstudie „elf/18 – die Jugendstudie“ zur Erhebung „Jugendradar 2003“ des Instituts für Jugendkulturforschung aus dem Jahr 2007 werden keine Vergleiche zu 2003 gezogen, sondern ausschließlich Interpretationen vorgelegt, die sich auf die Daten der Replikationsstudie beziehen. Die Thematik der Prävention hat im 4. JB (2003) einen Schwerpunktteil (Teil B) gebildet. Im vorliegenden 6. JB stellen die Autoren des Beitrages zur „Präventionsforschung“, in welchem sie die Bedeutung der Förderung der Lebenskompetenz ebenso deutlich machen konnten wie sie die Wichtigkeit systemübergreifender Ansätze sowie die besondere Rolle von qualifizierten (peer) MultiplikatorInnen herausgearbeitet und dementsprechend gut begründete Schlussfolgerungen daraus abgeleitet haben, keinen einzigen Bezugspunkt zu 2003 her. Die Problematik der weitgehend fehlenden aufbauenden Bezugnahmen auf Ergebnisse aus den jeweils vorausgehenden JB wurde bereits mehrmals angeschnitten. Anlässlich der doch markanten Auffälligkeit im 6. JB sollte hier nochmals daran erinnert werden. In diesem Zusammenhang wäre in gewisser Hinsicht wohl die Sachverständigenkommission gefordert gewesen.

Die JA, ihre Leistungen und Angebote bilden den Teil B des 6. JB. Die Darstellung des komplexen Gefüges der JA in Österreich, die in einer solchen Ausführlichkeit und Geschlossenheit bisher noch nicht vorgelegen hat, bildet den Auftakt. Die Abbildung des Systems durch die empirische Brille offenbart in der Offenen JA allerdings eine große Heterogenität und wenig Standardisierung hinsichtlich Personal, Ausstattung, Finanzierung etc. Bezüglich der Verbandlichen JA hat sich trotz einzelner Studien seit dem dritten JB (Qualitätssicherung und Selbstevaluation; vgl. 1999) hinsichtlich einer systematischen Erweiterung der Datenlage nicht viel getan. Es wird „kaum kontinuierlich und vertiefend empirisches Datenmaterial zur Offenen und Verbandlichen Jugendarbeit in Österreich erhoben“ (ebd., S. 426).

Nach diesen beiden Beiträgen, welche das gegenwärtige System und die Arbeitsfelder der JA grundlegend beschreiben und auch problematisieren, folgen Berichte zu ausgewählten konkreten Zugängen und Methoden in der JA. Frei-

zeit für die Jugendlichen bildet die unhintergehbare Voraussetzung für außerschulische JA. Deshalb leitet eine systematische Auseinandersetzung damit den Abschnitt über „Zugänge und Methoden“ ein, die auf alle drei Handlungsbereiche der JA (offen, verbandlich, Information) Bezug nimmt. Informative und erfahrungsbezogene Beiträge folgen zu konkreten Handlungsfeldern: zu Erlebnispädagogik, sexueller Bildung, zu Sport sowie zu Kultur und kulturspezifischen Konzepten; ein „Praxisbericht ‚gegen Rechtsextremismus‘“ mit „Anmerkungen des Herausgebers“ zu Rechts- und Linksextremismus runden diesen Themenblock ab.

Entsprechend den wirtschafts-, bildungs- und jugendpolitisch relevanten Herausforderungen der Gesellschaft wird im nächsten Themenblock auf „Erfahrungen, Entwicklungen und Notwendigkeiten im Zusammenhang von ‚Außerschulischer Jugendarbeit‘“ (ebd., S. 19) mit Beiträgen zu Bildung, Ausbildung und Berufsorientierung von Jugendlichen, im Besonderen auch unter Beachtung niederschwelliger Zugänge, eingegangen. Diese Themenfelder offenbaren eine viel deutlichere Nähe jugendarbeiterischen Handelns zur Gesellschaft und ihren Anforderungen, als dies beim vorherigen Themenblock der Fall war. Zwei systematische Beiträge rahmen dieses Kapitel: Zunächst eine Abhandlung über die grundlegende Bedeutung von Informationskompetenz und deren Vermittlung durch die JA. Den Rahmen schließt ein Beitrag zu den Anforderungen an die JA unter dem Aspekt der sozialen Lebensbedingungen, in denen die Jugendlichen leben und in welchen die JA sie vorfindet. Als Perspektiven werden vielfältige Formen der Jugendsozialarbeit im Rahmen der JA aufgemacht. Damit ist eine Brücke geschlagen zum letzten Themenblock über Jugendwohlfahrt und deren Kooperationsnotwendigkeiten mit der JA. Einer systematischen Vorstellung des Status quo der Jugendwohlfahrt in Österreich folgen Überlegungen und Konkretisierungsvorschläge zur gemeinsamen Bearbeitung von Schnittflächen zwischen Jugendwohlfahrt und JA, um die von der Lebenspraxis der Jugendlichen überholten Trennungen der beiden Bereiche Schritt für Schritt aufzulösen.

Ausführliche – mehr als 20 Seiten umfassende – jugendpolitische Empfehlungen und Maßnahmen der Sachverständigenkommission beschließen den 6. JB. Diese werden in Ziele (1), Leitlinien (2), Politische Handlungsmöglichkeiten und Instrumente (3), Handlungsthemen (4) und Handlungsfelder der Jugendpolitik (5) sowie in Anforderungen an Qualifizierung und Vernetzung (6) und Forschungsbedarf (7) gebündelt. Sollte es die Gesellschaft mit der Politik für die jungen Menschen und mit ihnen Ernst meinen, so werden die nächsten JB nicht darum herum kommen, die Empfehlungen hinsichtlich ihrer Umsetzung zu untersuchen.

3. Die Jugend-Wertestudien

3.1 Allgemeines

Die Bearbeitung der sechs JB zeigte auf, dass „die Wertewelt junger Menschen in Österreich“ seit dem ersten Bericht (1988) immer wieder Gegenstand der Analyse ist. Lässt sich in diesem noch eine Engführung auf Religion erkennen („Religion und Sinnstiftung“; vgl. MÖRTH 1988), so ist im publizierten zweiten JB von „Lebensstilen und Werthaltungen“ die Rede (vgl. FRIESL/RICHTER/ZULEHNER 1994). Der 4. JB spricht von der Generation der „Werte-Sampler“ (vgl. GROSSEGGER 2003) und im 6. JB erfolgt eine systematische Einführung in „die Wertewelt junger Menschen in Österreich“ (vgl. KROMER 2011). Dieser letzte Bericht informiert übersichtsmäßig über die Entwicklung der JUWE in Österreich, die im Jahr 1990 mit der ersten JUWE begonnen hat. Diese wurde vom Österreichischen Institut für Jugendforschung (ÖIJ) und dem Institut für Pastoraltheologie der Universität Wien durchgeführt. Aus dieser Tradition gingen zwei Folgestudien hervor: Die Österreichische Jugend-Wertestudie 1990 – 2000, publiziert als „Experiment Jung-Sein“ (2001) und die österreichische Jugend-Wertestudie 2006/07, veröffentlicht als „Lieben-Leisten-Hoffen“ (2008). „Der Zeitvergleich über fast zwei Jahrzehnte ist wohl die Stärke der Österreichischen Jugend – Wertestudien“, meint I. KROMER, eine Mitarbeiterin der dritten JUWE (KROMER 2011, S. 184). Darüber hinaus liegt ein weiterer Vorteil – im Vergleich zu manchen JB – auch darin, dass sich die Auswertungen immer auf eine einheitliche Stichprobe beziehen konnten. Mittlerweile ist im Jahr 2012 eine weitere „Jugend-Wertestudie 2011“ vom Institut für Jugendkulturforschung (vgl. HEINZLMAIER/IKRATH 2012) herausgebracht worden.

Die untersuchten Altersgruppen, die den Studien zugrunde liegen, weisen z.T. unterschiedliche Begrenzungen auf: Für die erste JUWE wurden 16- bis 24-Jährige befragt; die zweite und die dritte JUWE zogen die Altersgrenzen bei 14 und 24 Jahren; die letzte Studie (2011) weitet die Altersgruppen auf die 14- bis 29-Jährigen aus.

3.2 Die erste österreichische Jugend-Wertestudie

Die erste österreichische JUWE (durchgeführt 1990; publiziert 1991) steht wie auch die zweite inhaltlich und methodisch in der Tradition der „European Values Survey“ in den Jahren 1990 und 1999/2000. Für den Österreich-Teil der Europäischen Wertestudie von 1990 (Projektleiter P. ZULEHNER) wurden im Jahr 1990 1.500 Personen befragt, darunter etwa 300 Jugendliche. Für die österreichische JUWE, die sich dieses Setting zunutze machen konnte, wurde der Fragebogen entsprechend adaptiert. Somit ist er „aus Gründen der

Vergleichbarkeit über weite Strecken mit jenem der Europäischen Wertstudie identisch“ (FRIESL 1991, S. 9). Mit diesem Fragebogen wurden in einer repräsentativen Stichprobe zusätzlich 750 junge Personen im Alter zwischen 16 und 24 Jahren befragt. Als Vergleichsgruppe zu den Jugendlichen diente die Gruppe der 40- bis 49-jährigen Erwachsenen aus der Europäischen Wertstudie-Österreichteil. Diese Vorgangsweise bot den Vorteil, die Ergebnisse der Jugendlichen mit den Daten jener Gruppe zu vergleichen, die in etwa ihrer Elterngeneration entspricht (vgl. ebd.).

Es geht in dieser ersten JUWE in besonderem Maße um die Erforschung von Werthaltungen und Lebenskonzepten von jungen Menschen. Dazu wurde die Untersuchung in sechs Themenfelder aufgeschlüsselt. Diese sind: 1.) Individualität und Integration; 2.) Politische Einstellungen; 3.) Religion; 4.) Familie und Beziehungskultur; 5.) Arbeit und Beruf sowie 6.) Wissenschaft, Forschung und akademische Ausbildung. Diese Themenfelder durchziehen, leicht modifiziert und erweitert, auch die beiden Folgestudien.

Als grundlegende Einstellung der österreichischen Jugendlichen um 1990 lässt sich eine pragmatische und zufriedene Haltung erkennen. Das betrifft sowohl „die Lebens- und Sinnkonzepte, als auch die Zufriedenheit mit der persönlichen und finanziellen Situation. In diversen Einstellungsmustern sind kaum Unterschiede zwischen jüngeren (16-18) und älteren (22-24) Befragten auszumachen. (Im Vergleich zu den Erwachsenen; J. Sch.) sind Jugendliche kritischer gegenüber traditionellen Institutionen und lehnen autoritäre Umgangsstile deutlich ab. Sie dokumentieren ein stärkeres Bedürfnis nach ‚postmateriellen‘ Zielen in der Gesellschaft und legen weniger Wert auf soziale oder materielle Belohnung. Die Moralvorstellungen der Jugendlichen stellen sich etwas ‚liberaler‘ dar als jene der Erwachsenen. Die wichtigsten soziodemographischen ‚Trennungslinien‘ unter den Jugendlichen und jungen Erwachsenen sind weniger das Geschlecht oder das Alter, sondern eher die Schulbildung und die regionale Zugehörigkeit“ (ebd., S. 11).

Hinsichtlich der einzelnen Lebenskonzepte und Werthaltungen werden im Folgenden markante Ergebnisse vorgestellt.

Individualität/Integration (vgl. ebd., S. 15 ff.): Fast zwei Drittel (63%) der Jugendlichen sind mit ihrem Leben „völlig zufrieden“, 23% „zufrieden“ und nur 4% behaupten das Gegenteil. 26% sehen sich als „sehr“ und weitere 62% als „ziemlich glücklich“. Am wichtigsten ist den befragten Jugendlichen der Wertbereich „Familie“ (67%), gefolgt von „Freizeit“ (59%), „Freunden und Bekannten“ (53%) und „Arbeit“ (42%). Die Familie ist v.a. für weibliche Jugendliche sehr wichtig (75%). Daneben deutet eine hohe Egozentriertheit und Selbstbestimmtheit einen Trend der Jugendlichen zum „Individualismus“ an, der bei zwei Drittel zwischen 16 und 24 „sehr stark“ oder „stark“ ausgeprägt ist. „Im Moralsystem der Jugendlichen (und auch der Erwachse-

nen) dominieren materielle Aspekte. Güter (Auto, Waren) sind offenbar besser geschützt als Aspekte, die mit dem Leben zu tun haben“ (ebd., S. 29).

Politische Einstellung: Diese ist bei den Jugendlichen ambivalent. „Sie sind an herkömmlichen politischen Vorgängen nur mäßig interessiert und zeigen große Skepsis gegenüber traditionellen Institutionen (...). Neue demokratische Formen und Bewegungen finden hingegen starke Zustimmung. Das Thema „Umwelt“ und eine Reihe von ‚postmateriellen‘ Zielen (z. B. mehr Meinungsfreiheit, einfacher leben, mehr Mitbestimmung; J. Sch.) bestimmen die politische Wertewelt der Jugendlichen“ (ebd., S. 32). Für 36% der Jugendlichen allerdings „ist Politik überhaupt kein Thema“ (ebd., S. 33).

Religion (vgl. ebd., S. 51 ff.): Dieser Lebensbereich ist nur für acht Prozent eher wichtig, obwohl sich etwa die Hälfte der Jugendlichen als religiös bezeichnet. Für zwei Drittel ist die Sinnfrage durchaus ein Thema, zehn Prozent klammern diese (zunächst einmal) völlig aus, aber nur zwei Prozent denken, dass „das Leben keinen Sinn hat“ (ebd., S. 52). „Wesentlich mehr junge ÖsterreicherInnen als sich als religiös bezeichnen“ (51%), glauben an Gott (62%) (vgl. S. 56). Religiöse Feiern (Taufe, Heirat, Beerdigung) halten etwa drei Viertel der jungen Menschen als wichtig (vgl. ebd., S. 60). Auch wenn „der Kirche vor allem bei der Lösung von ‚geistigen‘ Bedürfnissen und Fragen nach dem Sinn des Lebens“ Kompetenz zugesprochen wird (49%), sehen sie „die Lösungskompetenz“ der Kirche bei „moralischen und sozialen Problemen“ als gering an (vgl. ebd., S. 61).

Familie und Beziehungskultur (vgl. S. 64 ff.): Der größte Teil der Jugendlichen ist mit dem „häuslichen Leben“ sehr zufrieden (61%) bzw. zufrieden (21%). Als völlig unzufrieden damit bezeichnen sich sieben Prozent. Die weiteren erhobenen Bereiche beziehen sich auf Ehe und Partnerschaft, wobei gegenseitiges Verstehen, Toleranz, Treue und gegenseitiger Respekt als sehr wichtig für eine gute Partnerschaft bzw. Ehe angesehen werden (vgl. ebd., S. 65 ff.). In der Erziehung dominieren Verantwortungsgefühl, Unabhängigkeit, Selbständigkeit und gute Manieren als Anliegen, die man nach Meinung der Jugendlichen den Kindern mitgeben sollte (vgl. ebd., S. 69).

Arbeit und Beruf: Ca. 80% der Jugendlichen sind mit ihrer Arbeit „völlig zufrieden“ bzw. „zufrieden“; fünf Prozent von ihnen sind damit nicht und 14% wenig zufrieden. Wichtig für die Jugendlichen sind „nette ArbeitskollegInnen“ (78%) und „gute Bezahlung“ (76%), aber auch, dass der Beruf interessant ist (70%), den eigenen Fähigkeiten entspricht (65%) und einen sicheren Arbeitsplatz bietet (64%) (vgl. ebd., S. 72).

Wissenschaft und Forschung: „70% der Befragten meinen, dass die Forschung in Österreich ‚zu wenig unterstützt und gefördert‘ wird“ (ebd., S. 14) und nur 30% der jugendlichen Bevölkerung sind davon überzeugt, „dass der wissenschaftliche Fortschritt auf lange Sicht den Menschen helfen wird, 16%

denken, dass er Schaden wird“ (ebd., S. 79); besonders kritisch äußern sich diesbezüglich die weiblichen Jugendlichen.

3.3 „Experiment Jung-Sein“

Die zweite Österreichische Jugend-Wertestudie 1999-2000 wurde wiederum vom Institut für Österreichische Jugendforschung (ÖIJ) gemeinsam mit dem Institut für Pastoraltheologie der Universität Wien erarbeitet, neuerlich in engem Zusammenhang mit einem weiteren Durchgang der Europäischen Wertestudie. Im Jahr 2001 erfolgte die Publikation mit dem Titel „Experiment Jung-Sein“. Die Schwerpunkte liegen auf der Erfassung und Beschreibung von Lebenskonzepten und Werthaltungen der Jugendlichen, weiters auf deren Vergleiche mit ausgewählten Ergebnissen aus der ersten JUWE. Darüber hinaus bestand eine zusätzliche Herausforderung darin, „die Heterogenität der Jugendpopulation in einer komplexen Jugendszenotypologie aufzuarbeiten“ (FRIESL 2008, S. 11). Dazu wurden im Jahr 2000 tausend junge Menschen zwischen 14 und 24 Jahren mittels einer quantitativ – standardisierten Befragung untersucht. Die Analyse bezieht sich auf die Themenfelder, wie sie aus der ersten Studie bereits in ähnlicher Weise bekannt sind: Familie/Freundeskreis/Partnerschaft; gesellschaftliches und politisches Bewusstsein; Religion; Studien/Wissenschaft und Forschung; Arbeit und Beruf. Eine neue Gewichtung erfuhr der Bereich Schule und Ausbildung. Völlig neu aufgenommen wurde der Bereich „Gender“, um das Rollenverständnis der Jugendlichen aus der Geschlechterperspektive zu beschreiben.

Eingeführt wird die Ergebnisdarstellung mit dem Bemühen, die vielschichtigen, komplexen und z.T. widersprüchlichen Werthaltungen der Jugend in einer Typologie zu fassen. FRIESL und POLAK beginnen ganz im Sinne von U. BECK (1986, S. 218): „Als Planungsbüro in Bezug auf den eigenen Lebenslauf“ bin ich „das Experiment, das gelingen muss“. In diesem Verständnis dokumentiert die Studie 2000 „Tatsache und Notwendigkeit des Experimentierens in allen Lebensbereichen: Jugendliche wünschen sich in ihren Beziehungen eine Balance zwischen emotionaler Nähe und Autonomie (...), für ihr zukünftiges Berufsleben eine Ausgewogenheit von Herausforderung und Sicherheit, von Arbeit, Freizeit und Familie, und sie sind bereit, sich für diese Balance zu engagieren. (...) Die Jugendlichen verlassen zwar die Kirchen, verlieren aber keineswegs ihre religiösen Sehnsüchte und basteln sich ihre religiöse Weltanschauung nach ihren persönlichen Bedürfnissen. (...) Enttäuschungen und Resignation angesichts institutionalisierter Politik sind groß, das politische Interesse ist damit aber (noch) nicht gänzlich verschwunden. Jugendliche wünschen sich politisches Engagement abseits traditioneller Strukturen und sind auch in diesem Bereich Experimenten gegenüber durchaus aufgeschlossen“ (FRIESL/POLAK 2001, S. 15).

„Jugendliche wollen sich nicht mehr verbindlich auf eine Weltanschauung festlegen lassen. (...) 66% meinen, dass allein die Umstände darüber entscheiden, was gut und böse ist“ (ebd., S. 23 f.). Der Glaube an „absolute Werte“ ist im Schwinden. Vielmehr kombinieren sie im Sinne eines „virtuosen Werte-Sampling“ Werte nach Bedarf. „Sie sind pragmatische Realisten. Die Zeit der Weltverbesserer, Rebellen, Widerständler ist vorläufig vorbei“ (ebd., S. 27). Sie machen sich ihr „eigenes Bild“. Damit geht ein Trend zur Individualisierung von gesellschaftlichen Problemen einher in dem Sinn, dass jeder für seine Probleme selbst verantwortlich sei. Die zentrale Grundorientierung ist aber das Bemühen um Balance im Streben nach Selbstverwirklichung und Beziehungsorientierung. Ungebrochen hoch bleibt die Bedeutung der Familie, und die Wichtigkeit von Freundschaften hat signifikant zugenommen. Doch „so groß die Sehnsucht nach Stabilität ist, in der Praxis bleibt die ‚Aufkündbarkeit sozialer Beziehungen‘ gesellschaftliche Realität“ (ebd., S. 25). Auf diese hier ausschnitthaft nachgezeichnete Weise ist es dem Team gelungen, das Experimentelle, die Balancebestrebungen als grundlegendes typologisches Merkmal der jugendlichen Szene der Zeit um das Jahr 2000 zu fassen. Detailstudien, welche in ihren Analysen die Daten dazu aufbereitet haben, bilden die weiteren Kapitel der Studie. Zunächst werden die „Beziehungswerte“ – Freunde, Partnerschaft und Familie in den Werte-Sets „Jugendlicher“ untersucht (GROSSEGGER 2001). „Familie und Freunde bedeuten in den Augen der Jugend zwei zentrale, wenn auch grundsätzlich verschiedene Lebensbereiche. (...) Die Ergebnisse der Jugend-Wertestudie 2000 bestätigen diesen Befund: ‚Freunde und Bekannte‘ sowie ‚Familie‘ liegen im Ranking der sehr wichtigen Lebensbereiche – fast gleichauf – ganz oben. Rund 70% der 14- bis 24-Jährigen nennen Freunde und Bekannte, beinahe ebenso viele die Familie als einen für sie persönlich sehr wichtigen Lebensbereich“ (ebd., S. 53). „Freunde waren den Jugendlichen immer schon wichtig – nie aber so wichtig wie heute. Ein Vergleich mit den Daten der Jugend-Wertestudie 1990 zeigt, wie sehr die Bedeutung der Freunde zugelegt hat. 1990 nannte nur rund jeder zweite der 16- bis 24-Jährigen (53%) ‚Freunde und Bekannte‘ als sehr wichtigen Lebensbereich. Im Jahr 2000 sind es im selben Alterssegment ganze 72%. Die Bedeutung von Familie blieb während des letzten Jahrzehnts hingegen stabil“ (1990: 67%; 2000: 69%) (ebd., S. 54). Hinsichtlich der anderen sehr wichtigen Lebensbereiche wie Freizeit (59%: 61%), Arbeit (42%: 46%), Religion (8%: 6%) und Politik (4%: 6%) waren keine nennenswerten Veränderungstendenzen erkennbar (vgl. ebd.). In Bezug auf eine gute Lebensgemeinschaft/Ehe erscheinen den Jugendlichen gegenseitiges Vertrauen und Toleranz (1990: 85%; 2000: 83%) sowie Treue (80%: 83%) sowohl im Jahr 1990 als auch im Jahr 2000 als sehr wichtige Kriterien. Deutlich abgenommen hat die Zuschreibung des Wertes der Kinder für eine gute Ehe/Lebensgemeinschaft (48%: 27%) (vgl. ebd., S.

66). „Von der vielzitierten Single-Gesellschaft ist in den Werthaltungen der Jugendlichen wenig zu spüren. In den Lebensperspektiven der österreichischen Jugendlichen nimmt die fixe (Paar-) Beziehung vielmehr einen großen Stellenwert ein“ (ebd., S. 70).

Neu in die Studie 2000 wurde der Bereich „Gender“ aufgenommen: „Die Grundstimmung unter den Jugendlichen weist in Richtung Partnerschaftlichkeit. (...) Für die meisten der im Haushalt und der in der Familie anfallenden Tätigkeiten sollten beide Partner zuständig sein. (...) (Sie) sind für die überwiegende Mehrheit der Jugendlichen ‚unisex‘“ (GROSSEGGGER 2001, S. 79). Obwohl junge Frauen nun besser qualifiziert sind als früher gelingt es nur wenigen von ihnen, eine vergleichbare berufliche Karriere zu erreichen – vor allem hinsichtlich der letzten Stufen der Karriereleiter – wie ihre männlichen Kollegen. Diese Benachteiligung findet in der JUWE durchaus ihren Ausdruck und sie wird von den Mädchen etwas stärker als von den Burschen wahrgenommen (vgl. ebd., S. 83 und S. 97). In den jugendkulturellen Szenen allerdings erlangt die Emanzipationsdebatte (noch) keine überdurchschnittliche Bedeutung (vgl. ebd.).

Dem Thema Schule und Ausbildung wird angesichts der Schularisierung der Jugendphase mehr und differenziertere Aufmerksamkeit geschenkt. Diesen Bereich halten „die überwiegende Mehrheit der jungen Menschen in Österreich (...) für wichtig (86%)“ (ZENTNER 2001a, S. 100). Hinsichtlich der Wahrnehmung der Schule ist das auffälligste Resultat, „dass die überwältigende Mehrheit der Jugendlichen in der Schule ganz eindeutig (50%) bzw. eher (38%) einen Raum für Sozialkontakte sieht“ (ebd., S. 103 bzw. 117).

Politik schätzten die Jugendlichen hinsichtlich der Wichtigkeit im Jahr 1990 mit vier Prozent am wenigsten wichtig von den erhobenen sehr wichtigen Lebensbereichen ein. Im Jahr 2000 erholte sich dieser Wert etwas und erreicht mit sechs Prozent jenen Wert, den die Jugendlichen auch der Religion einräumen (vgl. ZENTNER 2001b, S. 156). Im Unterschied dazu ist das Interesse an Politik zwar deutlich größer, stagniert im Vergleich zu 1990 aber im Wesentlichen auf niedrigem Niveau (sehr interessiert: 1990: 10%; 2000: 13%; gar nicht interessiert: 1990: 20%; 2000: 22%) (vgl. ebd., S. 165).

In der Einstellung zu Arbeit und Beruf im Jahr 2000 verfestigte sich die vorwiegend pragmatische Werthaltung bei Österreichs Jugendlichen, die bereits zehn Jahre zuvor erhoben wurde. Die Rangreihe der Kategorien ist nahezu gleich geblieben. Es dominieren „gute Bezahlung“ (1990: 76%, 2000: 77%); „sicherer Arbeitsplatz“ (64% : 66%), „interessante Tätigkeit“ (70% : 65%) und „Beruf entspricht den eigenen Fähigkeiten“ (65% : 61%) (vgl. ebd., S. 173).

An der Spitze der Prioritätenliste der Jugendlichen stehen in der JUWE 2000 die Förderung persönlicher Entfaltung (78%), eine hohe Bedeutung des Fami-

lienlebens (73%), einfaches und natürliches Leben (62%) und geringe Bedeutung von Geld und Besitz (49%) (vgl. ebd., S. 174).

Nach alledem dürfte interessant sein zu erfahren, wie sich die Entwicklung der Wertewelt bei den Jugendlichen in Österreich in den Jahren darauf gestaltet hat. Die Jugend-Wertestudie 2006/07 versuchte die Trends weiter zu verfolgen.

3.4 „Lieben-Leisten-Hoffen“

Diese dritte JUWE „ist eine Skizze von fast 20 Jahren Forschung zu Werten und Lebenseinstellungen junger Menschen in Österreich. Die drei Begriffe wollen zentrale Dimensionen jugendlicher Werthaltungen pointiert zusammenfassen“ (FRIESL 2008, S. 9). Mit dem so bezeichneten Berichtsband setzt sich die „Österreichische Jugendwertestudie 2006/07“ unter der Projektleitung von Christian FRIESL und den Mitarbeiterinnen I. KROMER, R. POLAK sowie K. HATWAGNER, K. RENNER und J. UHLIK das Ziel, „Lebensräume, Lebensbilder und Lebenshorizonte der Jugendlichen zu erforschen“ (ebd., S. 11).

Die methodische Ausrichtung ist vorwiegend quantitativ. In einer standardisierten Untersuchung im Jahr 2006 wurden 1.231 (=N) Jugendliche zwischen 14 und 24 Jahren in persönlichen Interviews befragt. Von diesen haben 163 einen (nicht-muslimischen) Migrationshintergrund und weitere 161 weisen einen muslimischen Migrationshintergrund auf. Die gewichtete Stichprobe ist für die österreichischen Jugendlichen repräsentativ. Daneben wurde aus der Untersuchungseinheit eine disproportionale Stichprobe gebildet, die dem Vergleich der österreichischen Jugendlichen ohne migrantischen Hintergrund (n=907) mit jungen MigrantInnen mit (n=161) und ohne (n=163) muslimischer Religionszugehörigkeit dient. Als qualitative Ergänzung folgten Gespräche im Rahmen von fünf Fokusgruppen zur Vertiefung der auf der quantitativen Erhebung basierenden Ergebnisse (vgl. ebd., S. 12 f.). Die Studie weist insgesamt den Charakter einer Replikationsstudie auf und lässt somit einen Vergleich von drei Untersuchungszeitpunkten zu: 1990-2000-2006/07. Dementsprechend beziehen sich auch die hier herausgegriffenen Ergebnisse vorwiegend auf diese Zeitvergleiche. Angesichts der Fülle der Ergebnisse können aber auch dabei bloß Tendenzen herausgehoben werden.

Die Untersuchungs- und Auswertungsbereiche gliedern sich in die drei obgenannten Themenbereiche Lebensräume, Lebensbilder und Lebenshorizonte. Deren Analyse wird ergänzt durch sogenannte „Querverbindungen und Verdichtungen“ und „Trends, Perspektiven und Handlungsoptionen“.

Die Analyse der unmittelbaren Lebensräume der Jugendlichen – ihre Einstellungen zu Familie, Freunden/Bekanntem, Freizeit, Schule, Ausbildung und Arbeit, sowie politisches Interesse und Engagement – eröffnet die Auswer-

tung. Die Hierarchie der „sehr wichtigen“ Lebensbereiche hat sich in den 16 Jahren – außer bei den Freunden – kaum verschoben. Während diese im Jahr 1990 mit 54% Zustimmung noch an dritter Stelle lagen, bilden sie seit dem Jahr 2000 mit 73% und 71% im Jahr 2006 die Spitze, gefolgt von der gleichbleibend hohen Bedeutung von Familie (um 70%) und Freizeit (um 60%). Die Bedeutung der Arbeit als „sehr wichtiger“ Lebensbereich legt von 43% (1990) über 48% (2000) auf 53% (2006) zu; Schule nimmt nach wie vor den fünften Rang ein, obwohl der Wert von 2006 (44%) gegenüber dem Jahr 2000 mit 46 % leicht rückläufig ist. Religion (2006: 11%) und Politik (2006: 4%) bleiben nach wie vor weit abgeschlagen zurück, wobei die Bedeutung von Religion eine steigende, jene der Politik eine sinkende Tendenz aufweist (vgl. KROMER/HATWAGNER 2008, S. 19; die Zahlenangaben zu GROSSEGER 2001 a, S. 54 aber auch zur ersten JUWE differieren in manchen Bereichen leicht; J. Sch.). Hinsichtlich der „sehr wichtigen“ Faktoren für eine gute Lebensgemeinschaft behalten Treue und gegenseitiges Verstehen/Toleranz ihre Spitzenpositionen, verlieren aber gegenüber dem Jahr 2000 merkbar: Treue – 1990: 81%; 2000: 85%; 2006: 72%; Verstehen – 1990: 85%; 2000: 84%; 2006: 69%) (vgl. ebd., S. 33). Die Prioritäten im Arbeitsleben verschieben sich insofern, als die bisher unangefochten höchste Priorität „gute Bezahlung“ mit jeweils 77% in den Jahren 1990 und 2000 auf 72% Zustimmung („sehr wichtig“) im Jahr 2006 fällt, aber mit etwa drei Viertel der Nennungen nach wie vor insgesamt eine breite Zustimmung erfährt. Nun allerdings wird als erste Priorität (73%) herausgestrichen, dass ein „sicherer Arbeitsplatz“ für „sehr wichtig“ gehalten wird (1990: 64%; 2000: 67%). Offenbar drückt dies eine Reaktion auf die unsichere Arbeitsmarktlage aus (vgl. ebd., S. 48). Bezüglich der Bedeutung des Arbeitsklimas und des Interesses am Beruf zeigen sich geschlechtsspezifische Unterschiede in der Weise, als junge Frauen ein gutes Arbeitsklima und eine für sie sinnvolle Berufstätigkeit wesentlich stärker gewichten als junge Männer. Das politische Interesse ist massiv eingebrochen. Waren 1990 noch zehn Prozent und 2000 immerhin 13% „sehr interessiert“ an Politik, so sind es 2006 nur mehr vier Prozent. Dieselbe Tendenz manifestiert sich auch bei der politischen Beteiligung. Im Gegenzug stieg das ausgeprägte Desinteresse von 20% (1990) über 22% (2000) auf 31% im Jahr 2006, also auf fast ein Drittel bei den Befragten. Männliche und weibliche Jugendliche entwickeln sich hinsichtlich des Desinteresses synchron, wobei die Werte für die jungen Frauen unter denen der jungen Männer liegen (vgl. ebd., S. 62, 67 und 73).

Den Abschnitt „Lebensbilder“ betreffen Fragen nach den Werthierarchien als Einstellungen zu Staat und Demokratie, zur Wirtschaft, zu den Rollenbildern von Mann und Frau sowie zum Ausmaß der sozialen Integration. In Fortsetzung der erhobenen Ergebnisse zum Rückgang des Interesses an Politik sollten auch die erkennbaren Entwicklungen nachdenklich stimmen, wonach eine

zunehmende Skepsis gegenüber dem demokratischen System erfolgt; diese ist verbunden damit, dass mit deutlich steigender Tendenz seit dem Jahr 2000 (26%) im Jahr 2006 nun nahezu vier von zehn Jugendlichen (37%) es gut heißen, einen „starken Mann zu haben, der sich nicht um ein Parlament und Wahlen kümmern muss“ (vgl. KROMER/HATWAGNER 2008, S. 79).

Bei den Zielen für die Gesellschaft rangieren die Förderung der persönlichen Entfaltung und der Wert des Familienlebens (2006: 81% bzw. 79%) deutlich vor den Vorstellungen, „einfacher und natürlicher zu leben“ (2006: 65%). Während der Wunsch nach einer stabilen Familie seit 1990 ziemlich konstant hoch bleibt (1990: 83%, 2000: 78%; 2006: 79%), schwanken die Werte für persönliche Entfaltung auf hohem Niveau etwas stärker (1990: 77%; 2000: 85%, 2006: 81%). Deutlich verliert die Einstellung an Boden, welche weniger Wert auf persönlichen Besitz („sehr wichtig“) legt (1990: 62%; 2000: 54%; 2006: 41%). Überraschend ist die Zunahme der Einstellung, dass der Autorität mehr Respekt zu zollen sei (1990: 24%; 2000: 22%; 2006: 39%). Die Autorinnen bringen diese Tendenz mit der verstärkten Einbeziehung von Jugendlichen muslimischen Glaubens in die Stichprobe in Verbindung (vgl. ebd., S. 93).

Hinsichtlich des Verständnisses der Geschlechterrollen ist ein Zeitvergleich mit der JUWE von 2000 aus methodischen Gründen nur eingeschränkt über einzelne Aussagen möglich. Der Befund, wonach junge Frauen und junge Männer deutlich stärker dafür votieren, dass „eine Frau einen starken Mann an ihrer Seite braucht“ lässt mehrere Interpretationen zu, die erst durch vertiefende qualitative Studien abgeklärt werden können (vgl. ebd., S. 103). Unverändert hoch – um 80% – gegenüber dem Jahr 2000 bleibt die Zustimmung, dass sich Frauen ebenso gut durchsetzen können wie Männer. Die jungen Frauen zeigen sich dabei deutlich emanzipierter als die jungen Männer.

In Bezug auf die gesellschaftliche Solidarität, welche in der Studie eine Reichweite von der Nachbarschaft bis hin zur eigenen Gesellschaft abdeckt, steigt die Zustimmung dafür, dass Einkommensunterschiede verringert werden sollen nur unwesentlich von 58% auf 60% bzw. es nimmt die Ansicht, eine allgemeine Umverteilung zu fordern, von 33% auf 35% leicht zu. Insgesamt spricht sich dafür im Sinne von „sehr wichtig“ aber gerade einmal ein Drittel der Jugendlichen aus (vgl. ebd., S. 108 f.).

Eine klare Tendenz, wenngleich ebenfalls auf dem Niveau etwa eines Drittels der Jugendlichen, zeigt der Anstieg der Zustimmung zu Aussagen des Autoritativismus. Vor allem die positive Bewertung von Gehorsam als Erziehungsziel steigt von 28% (2000) auf 40% im Jahr 2006, und die Zustimmung zur Aussage, wonach Sicherheit und Wohlstand wichtiger sind, verdoppelt sich von 17% im Jahr 2000 auf 35% im Jahr 2006. Auch hier lässt sich beobachten, dass Jugendliche mit Migrationshintergrund die autoritativen Einstellungen befürworten, wobei muslimische Heeranwachsende sich noch stärker

an Werten wie Gehorsam, Sicherheit und Wohlstand orientieren (vgl. ebd., S. 114).

Auch in der Einstellung gegenüber Fremden lässt sich seit dem Jahr 2000 eine deutlich wachsende einschränkende bis ablehnende Haltung erkennen. So stimmen etwa zwei Drittel der Aussage zu (67%), wonach „AusländerInnen ihren Lebensstil besser an den der InländerInnen anpassen“ sollten; im Jahr 2000 waren es 63%. Von 39% auf 53% ist im Zeitvergleich die Zustimmung zur Aussage gestiegen, dass, wenn Arbeitsplätze knapp werden, man die AusländerInnen wieder in ihre Heimat zurückschicken sollte (vgl. ebd., S. 118). Beachtenswert im Abschnitt über „Lebenshorizonte“, wo die Themen von Religion und Ethik verhandelt werden, ist die erstmalige Erfassung der Religiosität und der Lebenseinstellung muslimischer Jugendlicher in Österreich. Neben den erwähnten Tendenzen hin zu mehr Autoritativismus wird deutlich, dass für sie „Religion, Gott, Glaube Alltag sind. 87% der muslimischen Jugendlichen sind im Elternhaus religiös erzogen worden, die Großeltern spielen dabei eine zentrale Rolle. Dem gegenüber stehen neun Prozent, die keinerlei religiöse Prägung erfuhren. Über die Hälfte aller muslimischen Jugendlichen möchte die eigenen Kinder auch so religiös erziehen, wie sie selber erzogen wurden“ (RENNER/POLAK 2008, S. 194). Wie weit hier allerdings den Prozentangaben aufgrund der disproportionalen und relativ kleinen Stichprobe die in den Darstellungen ausgedrückte Aussagekraft zugeschrieben werden kann, wäre in Folgestudien zu untersuchen.

Da im vorliegenden Beitrag der Zeitvergleich akzentuiert werden sollte, blieben die zweifellos bemerkenswerten Ergebnisse ausgespart, wie sie in den „Querverbindungen und Verdichtungen“ sowie in den „Trends, Perspektiven und Handlungsoptionen“ bezüglich der Jugendlichen und deren Werte erarbeitet wurden.

3.5 Jugend-Wertestudie 2011

Die derzeit letzte JUWE wurde von der Arbeiterkammer Wien in Auftrag gegeben und vom Institut für Jugendkulturforschung unter der Projektleitung von Bernhard HEINZLMAIER und Philipp IKRATH (vgl. 2012) erarbeitet.

Das Untersuchungsdesign ist im Sinne einer Methodentriangulation mehrstufig angelegt. Nach einer Literaturanalyse zum Forschungsgegenstand (Jugend-)Werte erfolgte eine Primärerhebung in drei Stufen: Einer Gruppendiskussion mit acht Fokus-Gruppen folgte eine quantitative Erhebung mittels standardisierter Fragebogeninterviews (face to face) bei einer repräsentativen Stichprobe von 1.500 jungen Menschen (MigrantInnenanteil ca. 20%). 13 fokussierte Einzelinterviews rundeten das aufwändige Methodensetting ab, das detailliert beschrieben ist (vgl. ebd., S.18 ff.). Das Alterssegment der untersuchten Stichprobe erstreckte sich – anders als bei den bisherigen JUWE – auf

die 14- bis 29-Jährigen. Innerhalb der Altersgruppe wurde bei den Auswertungen immer wieder auch zwischen den Jugendlichen (14- bis 19-Jährige) und den jungen Erwachsenen (im Alter zwischen 20 bis 29 Jahren) unterschieden. In guter Forschungstradition, welche die österreichischen Jugend-Wertestudien auszeichnet, flossen zu Vergleichszwecken die Ergebnisse der JUWE aus den Jahren 1990 und 2000 unter Nutzung der beiden einschlägigen Tabellenbände von Fessel-GfK (vgl. 1990 und 2000) in die Analysen ein. Dabei wurde darauf geachtet, „Fragen aus vorangegangenen Wertestudien möglichst unverändert in die Jugend-Wertestudie 2011 zu übernehmen“ (ebd., S. 22). Schließlich fanden auch „die Österreicherergebnisse der Europäischen Wertestudien der Jahre 1990 und 2009 (...) in Form von Vergleichsdaten“ Berücksichtigung (vgl. ebd., S. 19). Bezugnahmen auf die dritte JUWE 2006/07 (vgl. FRIESL u.a. 2008) blieben ohne eine nähere Angabe von Gründen ausgespart. Die inhaltlichen Schwerpunkte finden sich ähnlich gelagert wie in den bisherigen JUWE. Sie betreffen allgemeine Werte und Einstellungen, befassen sich ausführlich mit politischen Aspekten und akzentuieren in besonderem Maße, dem Auftraggeber entsprechend aber auch der aktuellen gesellschaftlichen Diskussion geschuldet, den Bereich Ausbildung und Beruf. Die Ergebnisdarstellung präsentiert sich insgesamt in einer informativen Mischung aus Zahlenwerten der quantitativen Erhebung und konkretisierend vertiefenden Aussagen der qualitativen Forschungszugänge. Sie erlauben fundierte Einblicke in das differenzierte Gemengelage der Wertewelt bei den jungen Menschen in Österreich.

Eröffnet wird die Analyse der Ergebnisse mit dem positiven Bild einer „hohen Lebenszufriedenheit bei den jungen ÖsterreicherInnen“ (vgl. ebd., S. 25 ff.). „88 Prozent fühlen sich tendenziell zufrieden, 12 Prozent tendenziell unzufrieden“ (ebd., S. 25), wobei junge Männer sich noch etwas zufriedener fühlen als junge Frauen. Der Anteil der dezidiert Unzufriedenen liegt über die gesamte untersuchte Altersspanne, „unabhängig von Geschlecht, Alter oder Bildungsstand bei konstant vier Prozent“ (ebd.). Ihrer persönlichen Zukunft blicken zwei Drittel der Befragten eher optimistisch entgegen, hinsichtlich der gesellschaftlichen Zukunft „schwankt die Bewertung (...) zwischen defensivem Abwarten und offenem Pessimismus. (...) lediglich 22% deklarieren sich als Zukunftsoptimisten (...), die 14- bis 19-Jährigen verströmen etwas mehr Optimismus als die jungen Erwachsenen; Frauen sind etwas weniger pessimistisch als Männer“ (ebd., S. 28). Aus diesen z.T. gegenläufigen Befunden und den qualitativ ausgewerteten Interviews folgern die Autoren wohl aus einer eher defätistischen, der aktuellen wirtschaftlichen und politischen Situation geschuldeten Grundstimmung heraus, „dass ein Großteil der hochgradig individualisierten Jugendlichen und jungen Erwachsenen kaum mehr Glauben an eine im Sinne der BürgerInnen gestaltende Kraft der gesellschaftlichen Institutionen und Systeme aufweist. Die jungen ÖsterreicherInnen fühlen sich

in der Leistungsgesellschaft zunehmend auf sich alleine gestellt. Sie denken und handeln nach dem Motto ‚Hilf dir selbst sonst hilft dir keiner‘. Der demonstrativ zur Schau gestellte persönliche Optimismus kann demzufolge auch als ein rationaler Zweckoptimismus verstanden werden“ (ebd., S. 29).

Die folgenden Analysen betreffen die Einstellungen zu Familie, FreundInnen und Freizeit als die drei nach wie vor wichtigsten Lebensbereiche der jungen Menschen. Sie erlauben interessante Vergleiche, die – wie gesagt – auf die JUWE 1990 und 2000 bezogen sind. Vor allem die Familie gewann im Vergleichszeitraum 2000 bis 2011 an Bedeutung. „Während in den Jahren 2000 und 1990 noch jeweils knapp 70 Prozent die Familie als einen ‚sehr wichtigen‘ Lebensbereich definierten, waren es 2011 bereits 82 Prozent“ (ebd., S. 30). FreundInnen und Bekannte bezeichneten im Jahr 1990 53 Prozent der Befragten als sehr wichtig, 2000 lag dieser Wert bei 72 Prozent und stieg bis 2011 weiter auf 79 Prozent. Unter Berücksichtigung der Angaben für „ziemlich wichtig“ bzw. „eher wichtig“ stiegen die Zustimmungsraten für die Familie auf 97 Prozent, jene für die FreundInnen auf 98 Prozent. Freizeit bleibt im Vergleichszeitraum mit annähernd 60 Prozent gleichbleibend wichtig (vgl. ebd.).

In einer unsicherer und unübersichtlicher werdenden Welt, wo das Vertrauen in die hergebrachten Institutionen schwindet, scheinen sich die jungen Menschen vermehrt Orientierung, Unterstützung und Geborgenheit im privaten Nahbereich von Familie und FreundInnen zu erwarten. „Hier kann man aber nicht von einer Re-Traditionalisierung der jungen ÖsterreicherInnen sprechen – zumal die Familienkonzeptionen der Befragten keineswegs am traditionellen Ideal der bürgerlichen Kernfamilie ausgerichtet sind“ (ebd., S. 31). In bildungsfernen Milieus dominieren in Bezug auf die Aufgabenverteilung nach wie vor traditionelle Rollenbilder, „die bildungsnäheren jungen ÖsterreicherInnen (...) vertreten überwiegend ein Modell, das die Aufgabenverteilung im Haushalt und bei der Kinderbetreuung als Resultat eines rationalen Verhandlungsprozesses zwischen beiden PartnerInnen betrachtet“ (ebd., S. 36).

Die Bedeutung der Religion als „sehr wichtiger“ (8%) bzw. „eher wichtiger“ Lebensbereich (15%) reiht sich am Ende der Hierarchie der wichtigsten Lebensbereiche nach dem Bereich Politik ein, „den zumindest 36 Prozent der Befragten ‚sehr wichtig‘ oder ‚eher wichtig‘ finden“ (ebd., S. 39). Religion hat, „egal ob sie in traditioneller Form oder als New-Age-Spiritualität verstanden wird, jeglichen Absolutheitsanspruch verloren und ist nur mehr ein Sinnstiftungsangebot unter vielen“ (ebd., S. 40). Insgesamt verstehen die jungen ÖsterreicherInnen nach Angaben der Studienautoren „Werte nicht als universal“ sondern „vor allem als weitestgehend individuell in der Auseinandersetzung mit ihrem Umfeld herausgebildete Orientierungshilfen für das eigene Leben“, als „einen Leitfaden für das eigene Handeln (...), den man aber gelegentlich verlassen muss“ und sie bezeichnen die jungen Menschen demnach als „WerteindividualistInnen“ (ebd., S. 44).

In diesem Bezugsfeld werden auch zahlreiche Vergleiche zur JUWE 1990 bezüglich der moralischen Beurteilung verschiedener Handlungsweisen angestellt (vgl. ebd., S. 48 ff.).

Hinsichtlich des politischen Interesses hat sich der in der JUWE 2006/07 berichtete Absturz auf vier Prozent (s.o.) im Jahr 2011 merklich geändert. Nun zeigen sich im gleichen Alterssegment 15 Prozent als „sehr“ und weitere 40 Prozent als „eher“ für Politik interessiert. Damit liegt das Politikinteresse der jungen Menschen auf dem gleichen Niveau wie jenes der Gesamtbevölkerung, das im Rahmen der Europäischen Wertestudie 2008 erhoben wurde (vgl. ebd., S. 55 f.).

Als politisches System erhält die repräsentative Demokratie mit 87 Prozent nach wie vor die mit deutlichem Abstand größte Zustimmung (vgl. ebd., S. 61). Einem System mit einem „starken Mann“ stimmen im Vergleich zum Jahr 2000 (21%) im Jahr 2011 allerdings bereits 30 Prozent der altersmäßigen Vergleichsgruppe zu (vgl. ebd.). Hinsichtlich Xenophobie und Toleranz gegenüber Minderheiten stellen sich höher gebildete junge Menschen toleranter dar, sie orientieren sich aber auch „deutlich stärker an sozial erwünschtem Antwortverhalten“ (ebd., S. 67). Junge Menschen mit Migrationshintergrund bewerten Zuwanderung in deutlich stärkerem Ausmaß als positiv als solche ohne Migrationshintergrund. In Bezug auf eine umfassendere gesellschaftliche Solidarität meinen zwar „drei Viertel der Befragten, dass jene, die mehr besitzen, auch einen größeren Beitrag zu leisten haben. 44 Prozent können dem ‚voll und ganz‘ zustimmen, nur eine sehr kleine Minderheit stimmt ‚überhaupt nicht‘ zu“ (ebd., S. 79). Ähnliche Werte ergeben sich hinsichtlich eines gesellschaftlichen/politischen Engagements (vgl. ebd., S. 81 ff.).

Die Daten zur Berufs- und Ausbildungswahl sind, wohl auch aufgrund des Primärinteresses an der Studie, differenzierter erhoben und etwas anders aufbereitet als in den vorangehenden JUWE. Vergleichbar sind wieder die Anforderungen an den Beruf: Seit 1990 prägen ideelle und materielle Werthaltungen gleichermaßen die Sichtweise von Beruf und Arbeit. Die Rangreihe führt diesmal „nette Arbeitskollegen/Mitarbeiter“ zu haben als „besonders wichtig“ an (81%). Darauf folgen „der Beruf macht Spaß“, „die Bezahlung ist gut“ und „sicherer Arbeitsplatz“, welche sich im 70 bis 80 Prozentbereich befinden. Für etwas mehr als die Hälfte der Befragten ist es wichtig, neben dem Beruf genug Freizeit zu haben; es ist aber auch ein Drittel dazu bereit, unabhängig von Geschlecht, Alter oder Bildungssegment, zugunsten von Geld oder Karriere auf Freizeit zu verzichten. Daneben meint allerdings rund die Hälfte, den Leistungsdruck weiter ansteigen zu spüren. „Dieses Gefühl ist in den bildungsnäheren Segmentgruppen (Matura, akad. Abschluss) mit 60 Prozent Zustimmung noch etwas weiter verbreitet als im bildungsferneren Segment“ (ebd., S. 100).

Insgesamt vermittelt die Jugend-Wertestudie 2011, die in manchen Bereichen über die bisherigen drei hinausgeht, vielfältige Einblicke in die komplexe Wertewelt der jungen Menschen. Deren Kürzestformel: „Pragmatischer Individualismus“ (ebd., S. 4) – der Autor würde ergänzen: mit Spielräumen – vermag die Situation recht treffend zu bezeichnen.

Seit dem ersten JB und der ersten JUWE hat sich die mittlerweile gängige Erkenntnis verdichtet und bestätigt: Angesichts der Verschränkungen sozialer Differenzlinien wie soziale Beziehungen, Geschlecht, Religion etc. kann nach den sechs JB und den vier JUWE weniger denn je von der Jugend als einer in sich geschlossenen Gruppe gesprochen werden. So heterogen sich die jungen Menschen aber auch darstellen, ihnen gemeinsam ist der Versuch, Wertsynthesen zu entwickeln. Dabei ist man bestrebt, offen zu bleiben für Neues und festlegende Wertbindungen zu vermeiden.

Einblicke in das aktuelle jugendliche Meinungsspektrum versucht der Jugendmonitor des BMWFJ zu geben. Seit 2010 werden halbjährlich systematisch Meinungen und Einstellungen von jungen Menschen zu unterschiedlichen Themenbereichen, z. T. in Zeitreihen, aber auch zu wechselnden Themenspektren, erfasst. Es werden jeweils 800 junge Menschen befragt, die für die Altersgruppe der 14- bis 24-jährigen ÖsterreicherInnen repräsentativ sind (vgl. <http://www.bmwfj.gv.at/Jugend/Forschung/Seiten/Jugendmonitor.aspx>).

4. Überregionale Forschungseinrichtungen

Wesentlichen Anteil an der Konzeption und Ausführung der beiden in diesem Beitrag nachgezeichneten Schriftenreihen „Berichte zur Lage der Jugend in Österreich“ und „Österreichische Jugend-Wertestudien“ haben die zwei überregional ausgerichteten Forschungseinrichtungen: Das „Österreichische Institut für Jugendforschung“ (ÖIJ) und das „Institut für Jugendkulturforschung“. Beide Einrichtungen werden kurz skizziert, um die aufgezeigten Stränge der Jugendforschung noch etwas zu verdeutlichen.²⁾

4.1 Das Österreichische Institut für Jugendforschung (ÖIJ)

Im Jahr 1960 wurde dieses Institut mit der Bezeichnung „Österreichisches Institut für Jugendkunde“ gegründet. Die Unterstreichung eines wissenschaftlichen Anspruchs und des Forschungsaspekts führte Anfang der 1990er Jahre zur Umbenennung in „Österreichisches Institut für Jugendforschung“ (vgl. FRIESL/RICHTER/ZULEHNER 1994, S. 71). ¹⁹⁹³

Seine Gründung verdankt diese Einrichtung wohl einem gesteigerten Interesse an forschungsgeleiteter Jugendpolitik sowohl von Seiten des für Jugendfragen zuständigen Bundesministeriums, aber auch der Landesjugendreferate

und besonders der österreichweit tätigen Verbandlichen Jugendorganisationen mit starker Präsenz katholisch orientierter Gruppen, welche im Bundesjugendring (heute: Bundesjugendvertretung gem. Bundes-Jugendvertretungsgesetz) organisiert waren. Diese fühlten sich zuständig für die ideell-konzeptive Ausgestaltung, das Ministerium war Ansprechpartner für die materielle Absicherung und die politische Vernetzung. Das Institut war als Verein organisiert mit einem Vorsitzenden und zwei Geschäftsführern, welche im Sinne des großkoalitionären Proporz bestellt wurden. Die Zahl der MitarbeiterInnen war bis zum Ende der 1980er Jahre mit etwa drei bis vier begrenzt. Mit dem offenbar wieder gesteigerten Interesse der Politik an Studien zu jugendrelevanten Themen seit dem Beginn der 1990er Jahre und wohl auch durch den Generationenwechsel an der Spitze der Vereinsleitung mit einer nunmehr beinahe zehnjährigen Vorsitzführung (1988 bis 1997) durch Christian FRIESL konnte ein Ausbau des Instituts mit einem zeitweiligen Anstieg der Anzahl der MitarbeiterInnen auf zehn und mehr erreicht werden. Doch die Gründung des Instituts für Jugendkulturforschung (s.u.) durch MitarbeiterInnen des ÖIJ im Jahr 2000 und die damit verbundene Abwanderung zahlreicher erfahrener KollegInnen in das neu gegründete Institut, verbunden mit einer nicht zeitgemäßen Einschätzung des Marktes, der zunehmend mehr an Themen der Jugendkultur und weniger an quantitativen Erhebungen interessiert war, leiteten eine Abwärtsspirale beim ÖIJ ein. Eventuell ließe sich auch ein möglicher schwindender Impetus von leitenden Kräften in der Verbandlichen JA damit in Zusammenhang bringen. (Diese Einschätzung gründet in der Wahrnehmung des Autors am dort während der letzten Jahre anscheinend weniger ausgeprägten Interesse an Qualifizierungsmaßnahmen für die JugendarbeiterInnen. In gewisser Weise wird diese subjektive Einschätzung objektiviert durch die im fünften JB berichtete geringe Rücklaufquote bei der Erhebung zum Gender Mainstreaming von Seiten der Verbandlichen JA). Nach dem Auslaufen des Programmes „Dynamische Qualitätsentwicklung“, über welches das ÖJI von 2005 bis 2009 vom Wissenschaftsministerium gefördert wurde, sowie aufgrund berichteter Verzögerungen von Nachfolgeprojekten und wegen des Ausbleibens einer Basisförderung für das Jahr 2010 musste das ÖIJ im Jahr 2009, kurz vor seinem 50. Bestandsjahr, schließlich den Betrieb einstellen. Die reichhaltige Fachbibliothek wurde dem Institut für Erziehungswissenschaften der Universität Wien eingegliedert.

Den ersten bedeutenden Forschungsauftrag vergab das Institut an Leopold ROSENMAYR im Namen der Sozialwissenschaftlichen Forschungsstelle der Universität Wien. Dieser mündete in eine für die Geschichte der österreichischen Jugendforschung grundlegende Publikation „Geschichte der Jugendforschung in Österreich“ (vgl. ROSENMAYR 1962). Darin arbeitet er die Jugendforschung in Österreich zwischen den Jahren 1914 und 1931 nicht nur hinsichtlich einzelner Aspekte auf, sondern leuchtet sie in ihrer gesam-

ten Breite aus. Das war ein hervorragender Start. Insgesamt hätte das Institut bei entsprechender Forschungsplanung mit angemessener Ausstattung die langfristig anzulegende Aufgabe einer Jugendforschung in Österreich, wie sie ROSENMAYR im ersten JB vorgeschlagen hat (vgl. 1988, S. 9; s.o.), übernehmen können. Eine solche Entwicklung blieb dem Institut leider versagt. So ist es dem ÖIJ offenbar nicht gelungen, die Koordination des ersten JB übertragen zu bekommen. Erst beim dritten JB (1993) wurde es mit der Gesamtkoordination federführend eingebunden. Wohl aber gelang es 1990/91 in Kooperation mit dem Institut für Pastoraltheologie der Universität Wien die erste JUWE durchzuführen (s.o.). Eine Sammlung und Analyse der unter seiner Verantwortung durchgeführten Studien würde eine Lücke in der „Zeitgeschichte“ der österreichischen Jugendforschung schließen.

4.2 Das Institut für Jugendkulturforschung

Wie bereits erwähnt, erfolgte die Gründung des Instituts als wissenschaftlicher Verein im Jahr 2000. Es speiste sich zunächst ganz wesentlich aus KollegInnen des ÖIJ. Operativ tätig wurde das Institut im Jahr 2001. Der Verein ist politisch unabhängig und finanziert sich ausschließlich über Auftragsforschung, Consulting, Vorträge und Seminare, erhält also keine Förderungen der öffentlichen Hand. Den Vereinsvorsitz führt bis dato ehrenamtlich Bernhard HEINZLMAIER, der hauptberuflich die „t-factory Trendagentur“ in Hamburg betreut. Die wissenschaftliche Leitung liegt bei Beate GROSSEGER. Dort plante man, im Unterschied zum ÖIJ, einen Schwerpunkt über eigene Feldarbeit mit der qualitativen Erforschung jugendlicher Lebenswelten und Lebenskulturen zu setzen und sich nicht mit quantitativ ausgerichteten Sekundäranalysen zu begnügen. Die Arbeitsschwerpunkte liegen somit auf der Erstellung von Expertisen zu jugendkulturellen Themen, auf methodisch innovativer Auftragsforschung, die mit vorwiegend qualitativ ausgerichteter Grundlagenforschung verbunden wird. Darüber hinaus forciert das Institut den Wissenstransfer in Form von einschlägigen Fortbildungsangeboten für NGOs sowie durch die Publikationen der eigenen Projektstudien in Büchern und Fachzeitschriften. Auf diese Weise hofft man das Interesse an Jugendkultur am Markt zu stärken und einen breiteren Kreis an Interessierten und folglich auch an Auftraggebern anzusprechen.

Diese Strategie scheint aufzugehen, hat doch das Institut für Jugendkulturforschung in den letzten zwölf Jahren mit einem Kernteam von etwa fünf bis sechs fest angestellten MitarbeiterInnen und einem Stab von freien MitarbeiterInnen an die hundert jugendkulturell relevanten Publikationen heraus gebracht. Darüber hinaus ist das Institut an großen Unternehmungen der bundesweiten Jugendforschung beteiligt: So zeichneten MitarbeiterInnen für wesentliche Abschnitte der zweiten JUWE verantwortlich; am 4. JB war das

Institut federführend beteiligt (v.a. Jugendradar 2003) und zuletzt steht es für die Erarbeitung der JUWE 2011. In diesem Zusammenhang seien auch die vom Institut z.T. in Eigenregie durchgeführten Studien in den Jahren 2005 und 2007 („elf/18-Jugendstudie“) und die zur im 4. JB vorgestellten Erhebung „Jugendradar 2003“ vom BMSG beauftragte Wiederholungsbefragung (2007) erwähnt. Vor allem diese letzte genannte Studie aus dem Jahr 2007 bildete eine wichtige Datengrundlage für einschlägige Berichte im 6. JB 2011 (vgl. zu Familie, FreundInnen, Szene, S. 199 ff.; Jugendliche Freizeitkulturen, S. 229 ff.). Auf diese Weise konnten in den letzten Jahren umfassende Kompetenzen in den Bereichen der Jugendforschung erarbeitet werden. Zieht man in Relation dazu das Deutsche Jugendinstitut in München (bzw. in Halle) (DJI) mit seinen mehr als 140 MitarbeiterInnen heran, das überdies in die Erstellung der Kinder- und Jugendberichte sowie in die nationale Bildungsberichterstattung der Bundesrepublik eingebunden ist, so können sich die Leistungen des Instituts für Jugendkulturforschung durchaus sehen lassen. Trotzdem muss es für den Stellenwert der Jugendforschung in Österreich nachdenklich stimmen, wenn man sich die Größenverhältnisse vor Augen führt, zumal in der BRD zahlreiche weitere renommierte Forschungsinstitutionen (z.B. die Dt. Shell) und Praxisforschungsinstitute im Bereich der Jugendforschung tätig sind.

Seit 2007 betreibt das Institut für Jugendkulturforschung neben seinem Hauptsitz in Wien auch ein Departement in Hamburg. Wege zu einer engeren Kooperation mit einschlägigen Instituten der österreichischen Universitäten sind aus administrativen Gründen derzeit anscheinend nicht gangbar.

5. Resümee – Anregungen

Die vorgestellten JB und JUWE sind ein – wenngleich wichtiger – Ausschnitt aus der österreichischen Jugendforschungsszene der letzten zwanzig Jahre. Die einigermaßen regelmäßige Vorlage der „Berichte zur Lage der Jugend in Österreich“ sowie die deutlich an einer Zeitreihenforschung ausgerichteten Jugend-Wertestudien haben dabei ganz wesentliche Impulse gesetzt. Sie haben die Jugendforschung in gewisser Weise aus der Ecke der anlassbezogenen Forschung geholt, die solcherart nicht selten politisch vorgegebenen Zielen verpflichtet war. Doch das Potential für eine qualitätsorientierte Weiterentwicklung v.a. der JB scheint trotz der Berufung einer Sachverständigenkommission beim 6. JB nicht ausgeschöpft.

Die im vorliegenden Beitrag mehrmals als ausständig monierte Bezugnahme in den Folgeberichten auf Ergebnisse aus den vorherigen Berichten bei Themen, die für die Jugend in Österreich als zentral eingeschätzt werden können – dafür sollte eine ExpertInnengremium zuständig sein –, regt an zu über-

legen, ob es für das Projekt der Berichterstattung nicht produktiv wäre, im Rahmen des jeweiligen vorzulegenden Berichtes ein bis zwei solcher Themen längsschnittartig vergleichend aufzubereiten, natürlich unter Bedachtnahme auf methodologische Schwierigkeiten und Grenzen. Solches würde die Jugendforschung als Grundlagenforschung etablieren und stärken.

Ähnlich könnte mit einem weiteren Thema verfahren werden: In den Berichten finden sich immer wieder zahlreiche Handlungsvorschläge und -empfehlungen. Die Vorgangsweise, die mit den Empfehlungen der Sachverständigenkommission im 6. JB gewählt wurde, ließe sich aber ausbauen. Um den Beliebighkeitsgrad der erarbeiteten Empfehlungen zu reduzieren, hätte es sich das beauftragende Ministerium im Sinne einer „wissensbasierten Jugendpolitik“ zur Pflicht zu machen, jeden Bericht mit einer Abhandlung darüber einzuleiten, welche Vorschläge – auch auf Länderebene – umgesetzt werden konnten, und es wären Begründungen vorzulegen, warum bestimmte Empfehlungen nicht zu realisieren waren. Auf diese Weise könnte eine fruchtbare Verschränkung von Jugendforschung und Jugendpolitik weiter entwickelt werden.

Schließlich wäre aufgrund der Subjektivierung der Arbeit, der qualifikatorischen Strukturverschiebung im Beschäftigungssystem sowie der Erosion der Normalarbeitsverhältnisse ein Schwerpunktthema zu überlegen. Dieses könnte auf die Fragestellung fokussieren, welcher Stellenwert der Erwerbsarbeit angesichts der in Europa erkennbaren wirtschafts- und gesellschaftspolitischen Situation der Jugendphase noch zukommt. Es wäre dabei auch zu untersuchen, in welcher Weise Berufe bzw. Ausbildungsgänge (noch) identitätsstiftendes Potential für die jungen Menschen aufweisen. Die einschlägigen Expertisen der Offenen JA, welche im 6. JB vorgestellt wurden, könnten eine Basis für umfassende Forschungsprojekte abgeben. Die Befassung damit in einem nächsten bundesweiten Forschungsbericht dürfte für die Entwicklung der Jugend in Österreich wichtige Perspektiven eröffnen.

Anmerkungen

¹ In der vorliegenden Arbeit erfolgt die Zitierung der einzelnen Beiträge aus Platzgründen i.d.R. nicht namentlich sondern, nur unter Bezugnahme auf den jeweilige JB bzw. die jeweilige JUWE.

² Der Autor verdankt wesentliche Informationen Frau Dr. Beate GROSSEGGER und Herrn Doz. Dr. Christian FRIESL. Für eine eventuelle unzulässige Darstellung zeichnet alleine der Autor verantwortlich.

Literatur

- BECK, K: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main 1986.
- BUNDESMINISTERIUM FÜR UMWELT, JUGEND UND FAMILIE (Hg.): Zweiter Bericht zur Lage der Jugend in Österreich. Wien 1993.
- BUNDESMINISTERIUM FÜR UMWELT, JUGEND UND FAMILIE (Hg.): 3. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich. Wien 1999 (Teil A: Österr. Institut für Jugendforschung: Jugendarbeit und Freizeitarbeit in Österreich: Situation und Bedarf. Teil B: Institut für Kommunikationswissenschaft (Universität Salzburg), helix-Forschung und Beratung (Salzburg): Qualitätssicherung und Selbstevaluation in der verbandlichen Jugendarbeit. Teil C: Institut für Soziologie (Joh. Kepler Universität Linz), Europäisches Zentrum für Wohlfahrtspolitik und Sozialforschung (Wien), Kommunale Beratungsstelle für Kinder-, Jugend- und BürgerInnen-Beteiligungsinitiativen (Graz): Rahmenbedingungen, Formen und Auswirkungen von Jugendbeteiligungsmodellen. Zusätzlicher Teil D: Jugendförderungsrechtsentwicklungen in Europa (verantwortlich: Österr. Institut für Rechtspolitik Salzburg). Teil E: Agentur Zeitpunkt; Österreichisches Institut für Jugendforschung (Wien): Zusammenfassungen und Empfehlungen sowie Gesamtkoordination des Projekts.
- BUNDESMINISTERIUM FÜR SOZIALE SICHERHEIT, GENERATIONEN UND KONSUMENTENSCHUTZ (Hg.): 4. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich. Teil A: Jugendradar 2003, Teil B: Prävention in der außerschulischen Jugendarbeit. Wien 2003.
- BUNDESMINISTERIUM FÜR GESUNDHEIT, FAMILIE UND JUGEND (Hg.): 5. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich: Gender Mainstreaming und geschlechtssensible Ansätze in der außerschulischen Jugendarbeit. Wien 2007.
- BUNDESMINISTERIUM FÜR WIRTSCHAFT, FAMILIE UND JUGEND (Hg.): 6. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich: Jugend aus Sicht der Wirtschaft/der Jugendarbeit. Wien 2011.
- BUNDESMINISTERIUM FÜR FAMILIE, SENIOREN, FRAUEN UND JUGEND (BMFSFJ) (Hg.): 13. Deutscher Kinder- und Jugendbericht. Berlin 2009.
- BUNDES-JUGENDFÖRDERUNGSGESETZ (BGBl. 126/2000)
- BUNDES-JUGENDVERTRETUNGSGESETZ (BGBl. 127/2000)
- FRIESL, C. (Hg.): Experiment Jung-Sein. Die Wertewelt österreichischer Jugendlicher. Wien 2001.
- FRIESL, C.: Zu dieser Studie. In: FRIESL, C./KROMER, I./POLAK, R. (Hg.): Lieben – Leisten – Hoffen. Die Wertewelt junger Menschen in Österreich. Wien 2008, S. 9-15.
- FRIESL, C./KROMER, I./POLAK, R. (Hg.): Lieben – Leisten – Hoffen. Die Wertewelt junger Menschen in Österreich. Wien 2008.
- FRIESL, C./POLAK, R.: Jung-Sein als Experiment. In: FRIESL, C. (Hg.): Expe-

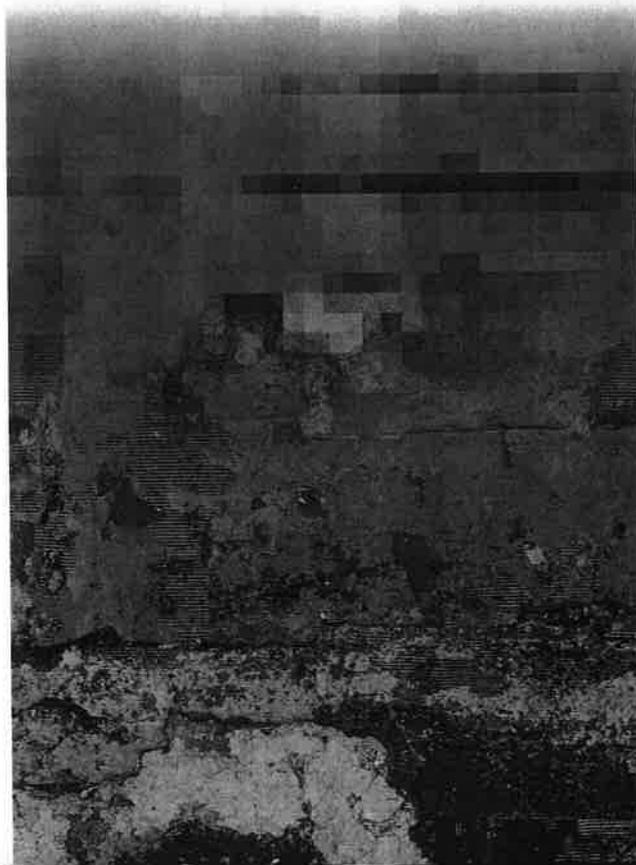
- riment Jung-Sein. Die Wertewelt österreichischer Jugendlicher. Wien 2001, S. 13-45.
- FRIESL, C./RICHTER, M./ZULEHNER, P. M.: Lebensstile und Werthaltungen: Die vielen Gesichter der Jugend. In: JANIG, H./RATHMAYR, B. (Hg.): Wartezeit. Studium zu Lebensverhältnissen Jugendlicher in Österreich. Innsbruck 1994, S. 49-73.
- FRIESL, C.: Österreichische Jugend-Wertestudie. Wien 1991.
- GROSSEGGER, B.: „Beziehungswerte“ – Freunde, Partnerschaft und Familie in den Werte-Sets Jugendlicher. In: FRIESL, C. (Hg.): Experiment Jung-Sein. Die Wertewelt österreichischer Jugendlicher. Wien 2001, S. 47-72. (2001a)
- GROSSEGGER, B.: „Gender“ – das Rollenverständnis der Jugend zur Jahrtausendwende. In: FRIESL, C. (Hg.): Experiment Jung-Sein. Die Wertewelt österreichischer Jugendlicher. Wien 2001, S. 73-98. (2001b)
- GROSSEGGER, B.: Die Generationen der Werte – Sampler. In: BUNDESMINISTERIUM FÜR SOZIALE SICHERHEIT, GENERATIONEN UND KONSUMENTENSCHUTZ (BMSGK) (Hg.): 4. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich. Teil A: Jugendradar 2003, Teil B: Prävention in der außerschulischen Jugendarbeit. Wien 2003; Teil A, S. 153-171.
- HEINZLMAIER, B./KRATH, C.: Bericht zur Jugend-Wertestudie 2011. Wien 2012.
- INSTITUT FÜR JUGENDKULTURFORSCHUNG (Hg.): Elf/18 – die Jugendstudie (Eigenstudie). Wien 2007.
- JANIG, H./HEXEL, P.C./LUGER, K./RATHMAYR, B. (Hg.): Schöner Vogel Jugend. Analysen zur Lebenssituation Jugendlicher. Linz 1988. (Erster österreichischer Jugendbericht)
- JANIG, H./RATHMAYR, B. (Hg.): Wartezeit. Studium zu Lebensverhältnissen Jugendlicher in Österreich. Innsbruck 1994.
- JANIG, H.: Themen und Trends in der österreichischen Jugendforschung: Eine Einführung. In: JANIG, H./RATHMAYR, B. (Hg.): Wartezeit. Studium zu Lebensverhältnissen Jugendlicher in Österreich. Innsbruck 1994, S. 9-24.
- KROMER, I.: Die Wertewelt junger Menschen in Österreich. In: BUNDESMINISTERIUM FÜR WIRTSCHAFT, FAMILIE UND JUGEND (Hg.): 6. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich: Jugend aus Sicht der Wirtschaft/der Jugendarbeit. Wien 2011, S. 183-187.
- KROMER, I./HATWAGNER, K.: Lebensräume: Wo sich Jugendliche aufhalten. In: FRIESL, C./KROMER, I./POLAK, R. (Hg.): Lieben – Leisten – Hoffen. Die Wertewelt junger Menschen in Österreich. Wien 2008, S. 17-76.
- KROMER, I./HATWAGNER, K.: Lebensbilder: Zusammenleben in der Gesellschaft. In: FRIESL, C./KROMER, I./POLAK, R. (Hg.): Lieben – Leisten – Hoffen. Die Wertewelt junger Menschen in Österreich. Wien 2008, S. 77-124.
- MÖRTH, I.: Religion und Sinnstiftung. In: JANIG, H./HEXEL, P. C./LUGER, K./RATHMAYR, B. (Hg.): Schöner Vogel Jugend. Analysen zur Lebenssituation Jugendlicher. (Erster österreichischer Jugendbericht) Linz 1988, S. 207-226.

- RENNER, K./POLAK, R.: Religiosität muslimischer Jugendlicher. In: FRIESL, C./KROMER, I./POLAK, R. (Hg.): Lieben – Leisten – Hoffen. Die Wertewelt junger Menschen in Österreich. Wien 2008, S. 188-203.
- ROSENMAYR, L.: Geschichte der Jugendforschung in Österreich. Hg. vom Österreichischen Institut für Jugendkunde. Wien 1962.
- ROSENMAYR, L.: Jugend als Spiegel der Gesellschaft. In: JANIG, H./HEXEL, P.C./LUGER, K./RATHMAYR, B. (Hg.): Schöner Vogel Jugend. Linz 1988, S. 4-35.
- SCHEIPL, J.: Soziale Arbeit – Sozialpolitik: Verhältnisse, Anregungen, Spannungsmomente. In: LAUERMAN, K./KNAPP, G. (Hg.): Sozialpädagogik in Österreich. Klagenfurt 2003, S. 138-168.
- SCHEIPL, J.: Jugendforschung in Österreich. In: SOZIALPÄDAGOGISCHE IMPULSE 1/2004, S. 30-32.
- SCHOIBL, H./REPP, G.: No Risk – no Fun! Offene Jugendarbeit in Vorarlberg. Bregenz, Salzburg 1997.
- TEBBICH, H.: Ausmaß und Entwicklung jugendlichen Drogenkonsums unter besonderer Berücksichtigung von Extasy. In: BM für Umwelt, Jugend und Familie (Hg.): 3. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich, Teil A, Wien 1999, S. 163-183.
- ZENTNER, M./GROSSEGGER, B.: Legale und illegale Drogen. In: BMfSGK, 2003, S. 229-251.
- ZENTNER, M.: Die Bedeutung von Schule und Ausbildung. In: FRIESL, C. (Hg.): Experiment Jung-Sein. Die Wertewelt österreichischer Jugendlicher. Wien 2001, S. 99-119. (2001a)
- ZENTNER, M.: Gesellschaftliche Beteiligung und politisches Bewusstsein. In: FRIESL, C. (Hg.): Experiment Jung-Sein. Die Wertewelt österreichischer Jugendlicher. Wien 2001, S. 147-175. (2001b)

Gerald Knapp
Karin Lauermann
(Hrsg.)

Jugend, Gesellschaft und Soziale Arbeit

Lebenslagen und soziale
Ungleichheit von Jugendlichen
in Österreich



„Studien zur Sozialpädagogik“. Reihe des Instituts für Erziehungswissenschaft und Bildungsforschung (Abt. Sozial- und Integrationspädagogik) der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt
Hrsg. von Ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Gerald Knapp
Band 12

Gerald Knapp/Karin Laueremann (Hrsg.)

JUGEND, GESELLSCHAFT UND SOZIALE ARBEIT
Lebenslagen und soziale Ungleichheit von Jugendlichen in Österreich

Umschlaggestaltung: ilab.at (mit einem Bild von Valentin Oman: Ausschnitt: landschaft/krajina 60/60, 2007)

©2012 Hermagoras Verlag/Mohorjeva založba, Klagenfurt/Celovec–Ljubljana/Laibach–Wien/Dunaj

Gesamtherstellung: Hermagoras Verein/Mohorjeva družba, Klagenfurt/Celovec

Gedruckt mit Unterstützung des Forschungsrates der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt aus den Förderungsmitteln des Landes Kärnten, dem Frauen- und Gesundheitsreferat des Landes Kärnten und dem Bundesinstitut für Sozialpädagogik in Baden.

ISBN 978-3-7086-0690-3